225

George Sarton

Cambridge, Mass.

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

915.489
T69c

DER INDISCHE KULTURKREIS

IN EINZELDARSTELLUNGEN

unter Mitwirkung von Helmuth von Glasenapp,
Otto Hoever, Noto Soeroto, Heinrich Stönner,
Willem Stutterheim u. Friedrich M. Trautz

HERAUSGEGEBEN VON
KARL DÖHRING

*

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/ceylon00trau

DER INDISCHE KULTURKREIS

IN EINZELDARSTELLUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON
KARL DÖHRING

1926

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

CEYLON

VON FRIEDRICH M. TRAUTZ

1926

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

Mit einhundertundachtundzwanzig Abbildungen

PRINTED IN GERMANY
COPYRIGHT 1926 BY GEORG MÜLLER VERLAG A.-G. MÜNCHEN

915.489
T69c

HERRN PROFESSOR DR. WILHELM GEIGER

EHRERBIETIG GEWIDMET

VOM VERFASSER

INHALT

VORWORT XIII

ZUR AUSSPRACHE UND SCHREIBWEISE DER NAMEN XV

I. CEYLON, SEINE LAGE, MINERALIEN, KLIMA, VERKEHRSWEGE 1

II. DIE CEYLONESISCHE LANDSCHAFT IM BERG- UND TIEFLAND 9

III. VON CEYLONS PFLANZENWELT 19

IV. VON DER TIERWELT CEYLONS, VOR ALLEM VOM ELEFANTEN 29

V. DIE MENSCHEN CEYLONS, IHR LEBEN UND TREIBEN 39

VI. GESCHICHTE, RELIGION UND KULTUR VON CEYLON IM WANDEL DER ZEITEN 69

VII. VON SINGHALESISCHEM HANDWERK UND KUNSTGEWERBE 95

VIII. ÜBER THEATER, TANZMASKEN UND SPIEL 99

LITERATURVERZEICHNIS 107

VERZEICHNIS DER TAFELN 109

INDEX 115

ERRATA 133

TAFELN 1–128

KARTENSKIZZE VON CEYLON . . . . . AM SCHLUSS

VORWORT

Der Anregung des Herausgebers der Reihe »Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen« folgend, habe ich auf Grund der europäischen Ceylon-Literatur und eigener in Ceylon und Indien erworbener Landeskenntnis die Arbeit übernommen. Herrn Professor Dr. K. Döhring ist die Auswahl und Zusammenstellung der Bilder zu verdanken; für entsprechende Bearbeitung und für den Umfang des Textes war ich im allgemeinen an seine Wünsche gebunden.

Es ist nicht beabsichtigt, mit dem vorliegenden kleinen Buch die umfangreiche Literatur über eine der schönsten und bekanntesten Inseln auf der Welt um ein weiteres »Fachwerk« zu bereichern. In dem gegebenen engen Rahmen und ohne volle Beherrschung des Singhalesischen und des Tamil kann das nicht geleistet werden. Das Buch macht also keinen Anspruch darauf, ein »wissenschaftliches« zu sein. In Form einer kurzgefassten Uebersicht will es, lediglich in Verbindung mit den Bildern, Anschauung und an Ort und Stelle gewonnene Eindrücke nebst ausgewählten positiven Daten einem allgemein interessierten Leser vermitteln. Fern davon, den Gegenstand zu erschöpfen, will es lediglich eine anregende Einführung in die indische Welt bieten.

Die beigefügte kleine Liste von Werken über Ceylon dürfte willkommen sein. Mit ihrer Hilfe kann der Leser leicht sich noch weiter, eigener Neigung folgend, in dies oder jenes Sondergebiet vertiefen.

Für Namen ist, auch auf der beigegebenen Kartenskizze, an den in der reichen Ceylon- (und Indien-) Literatur am meisten üblichen Formen festgehalten ohne Rücksicht darauf, ob diesen ein singhalesisches, ein Pali- oder auch ein Sanskritwort zugrunde liegt.

Bei einzelnen wenigen Bildern muss die Verantwortung für die Beschriftung den Stellen, denen die Bilder entstammen, überlassen bleiben.

Allen denen, die die Veröffentlichung gefördert haben, Herrn Professor Dr. Wilh. Geiger-München, Herrn Professor Dr. C. Schröter-Zürich, Herrn Professor Dr. H. von Glasenapp-Berlin, Frau Hedwig von Bredow-Bredow, Herrn Nieuwenkamp-Rom, der Indischen Abteilung des Museums für Völkerkunde in Berlin, sowie dem Herausgeber, Herrn Professor Dr. K. Döhring-Nürnberg, und der Verlagsbuchhandlung Georg Müller-München sei hiermit der verbindlichste Dank ausgesprochen.

Berlin, 31. März 1925. *F. M. Trautz.*

ZUR AUSSPRACHE UND SCHREIBWEISE DER NAMEN

In indischen Wörtern ist zu sprechen

j etwa wie j im englischen just, also wie deutsches dsch
ch „ „ ch „ „ child, „ „ „ tsch
y „ „ y „ „ young, „ „ „ j
v wie deutsches w
sh „ „ sch

In Worten, wie z. B. Mahavamsa ist das »am« nasal zu sprechen, etwa wie die zweite Silbe des französischen Wortes »avant«.

In Uebereinstimmung mit dem Band »Indien« von H. v. Glasenapp ist nach anglo-indischem Brauch der wie tsch gesprochene Palatal mit ch, nicht mit der heutigen fachwissenschaftlichen Schreibung c wiedergegeben.

Der bekannte Name »Wädda« ist mit w geschrieben, weil die Form »Vädda« dem Nichtfachmann weniger vertraut ist, desgleichen »Curry«, obwohl (in deutscher Lautschrift) »Kari« der Aussprache der Urform (kanaresisch und tamil kari) näher stände.

Aus drucktechnischen Gründen ist im allgemeinen auf diakritische Zeichen verzichtet, jedoch sind zur Erleichterung der Aussprache im Index die Vokale a, i, u, wenn sie lang sind, mit Circumflex (^) bezeichnet worden; e, o, ai und au sind im Sanskrit stets lang.

In Zitaten aus anderen Werken wurde die Schreibweise der Urschrift beibehalten, auch wenn sie mit obigen Gesichtspunkten nicht übereinstimmt.

In der Beschriftung der Tafeln konnte leider eine Reihe von Berichtigungen nicht mehr ausgeführt werden, weshalb auf das den Tafeln vorgeheftete Blatt »Errata« besonders verwiesen wird.

I.

CEYLON, SEINE LAGE, MINERALIEN, KLIMA, VERKEHRSWEGE

Die geographische Lage eines Landes auf der Oberfläche der Erde und sein Charakter als Insel oder Binnenland stehen an der Spitze der unveränderlichen Faktoren, die dauernd seine Geschichte beeinflussen und seine Bedeutung in der Welt bestimmen. Kaum ein anderes Fleckchen unseres Planeten ist darin so glücklich wie die Insel Ceylon. Nicht umsonst ist sie von jeher mit dem Paradies in Verbindung gebracht worden. Nach mohammedanischer Legende soll Adam nach dem Sündenfall, von einem Engel geleitet, auf dieser glücklichen Tropeninsel eine neue Heimat gefunden haben, die seinem verlorenen Paradies nicht allzu unähnlich war.

Ceylon ist etwa so gross wie Bayern (ohne die Rheinpfalz) oder wie fünf Sechstel der Insel Irland. Es ist wundervoll zentral gelegen: auf halbem Wege zwischen Arabien und Ostasien, Europa und Australien, nicht allzu fern der Ostküste Afrikas und ganz nahe der Südspitze des Dreiecks Britisch-Indien, wovon es geologisch einen Teil bildet. So war Ceylon von jeher eine Kreuzungsstelle natürlicher Schiffahrtslinien, ein Treffpunkt und – besonders früher – ein bedeutender Umladeplatz des Weltverkehrs, der anscheinend sogar schon vor Beginn unserer Zeitrechnung abendländische Erzeugnisse nach China und wohl auch umgekehrt gebracht hat.

Vollkommen in der tropischen Zone zwischen dem 5. und 10. Grad nördlicher Breite gelegen, zeigt die glückliche Insel, die den Monsunen ausgiebige Regenfälle verdankt und schon seit uralten Zeiten auch künstliche Bewässerung kennt, trotz »scheitelrechter Sonne Gluten« eine wunderbare Vegetation, die in ihrem Wachstum nie von einem Winter in europäischem Sinne unterbrochen wird.

Von einem ziemlich kompliziert gebauten Gneiskern in der Mitte der südlichen Inselhälfte, der sich im Süden sehr schroff, auf den anderen Seiten weniger steil, bis auf über 2500 m Meereshöhe erhebt, erstrecken sich nach allen Seiten hin, namentlich aber nach Norden ausgedehnte fruchtbare Niederungen. Ganz im Norden gehen sie, ebenso wie in schmalem Gürtel um die Küste, in Korallenformationen über; dort ist auch Erde und Sand, von Wind und Wellen angehäuft, vielfach zu Sandsteinbildungen mit eingeschlossenen Muscheln verdichtet.

Das östliche Niederland ist an warmen Quellen ziemlich reich.

Es ist aber weniger der genannte Gneis, obwohl er das Grundgerippe der Insel bildet, der jedem Ceylonreisenden zuerst ins Auge fällt, als vielmehr der Laterit (vom latein. later Ziegel), ein von den Eingeborenen Kabuk genanntes, durch

das Wasser aus den Bergen ins Niederland gespültes, ziegelrotes Verwitterungsprodukt des Urgesteins. Er ist stark eisenschüssig und wird auch sonst in Asien, Afrika und Südamerika häufig angetroffen. Seine rote Färbung, die nach Regenfällen am Boden deutlich dunkel hervortritt und auch als Staub sich Pflanzen und Menschen mitteilt, ist mit einer der ersten Eindrücke des in Colombo an Land Gehenden (s. auch Kap. VI).

Seit alter Zeit weltbekannt ist Ceylons Reichtum an edlen Steinen, die besonders in der Alluvialebene südwestlich des Adamspiks gegraben werden. Man sieht dort Schächte bis zu 30 m Tiefe. In ihnen wird das Fördergut aus angeschwemmten Tonschichten in Körben vielfach nur mit einer ziehbrunnenartigen Vorrichtung nach oben gebracht und unmittelbar in fliessendem Wasser ausgewaschen. Im Rückstand finden sich dann die roh für das ungeübte Auge oft kaum kenntlichen Edelsteine. Für diese Arbeit werden naturgemäss die trockensten Monate des Jahres, Dezember bis März, bevorzugt; sie scheint mit ihren unberechenbaren Zufällen dem zum Glücksspiel neigenden Charakter der Singhalesen besonders zuzusagen.

Der kostbarste Edelstein Ceylons ist der sog. »Taubenblut-Rubin«; er muss meistens erst durch Brennen von einem grünlichen, ihm natürlichen, aber unerwünschten Schimmer gereinigt werden. Marco Polo (1254–1323), der bekannte Asienreisende, der schon etwa 200 Jahre vor der Entdeckung Amerikas Ceylon besuchte, erzählt von einem berühmten, in seiner Fehlerlosigkeit ganz unschätzbaren Rubin der Könige von Ceylon, der ganz aussergewöhnliche Masse aufwies; er war so lang wie eine Männerhand und so dick wie ein Arm. Kublai-Khan, der damalige Herrscher der asiatischen Welt, wünschte das Juwel zu besitzen und bot dem König von Ceylon eine Stadt dafür. Marco Polo nennt zwar den Namen des Fürsten nicht, aber es regierte damals (nach Yule, Marco Polo, II, 314) Pandita Parakrama Bahu III. (1267–1301). Das Angebot ward abgelehnt, weil »alle Schätze der Welt nicht ausreichten, das Kleinod zu bezahlen«. – Das weitere Schicksal des Wundersteines scheint nicht bekannt zu sein.

Nächst dem Rubin schätzt man am meisten den pfaublauen Saphir; er wird nirgends auf der Welt in derselben Güte wie in Ceylon gefunden. Ferner bilden eine Spezialität der Insel die sog. Sternrubine und -saphire, die, wenn geschliffen, einen glänzenden Stern zeigen. Weisse und gelbe Saphire gehören ebenfalls noch zu der ihrer Härte wegen bekannten Gruppe der Korund-Arten. Was die Singhalesen »Toramalli« nennen, ist ein Zirkon oder auch ein dunkelgrüner Turmalin, der in auffallendem Licht in verschiedenen Farben leuchtet. In der Gegend von Kandy sieht man oft in Felsen eingesprengt die in der Sonne funkelnden kleinen Granaten, wie sie z. B. auch im mittleren Schwarzwald (Baden) vorkommen. Eine braune Abart wird Zimtstein genannt.

Ein ebenfalls seit Urzeiten bekannter Edelstein, der unter dem Namen Vaidurya in früheren buddhistischen Schriften erwähnt wird, ist der blassgrüne, selten dunkelgrüne Beryll. Schon zur Römerzeit benutzte man den Beryll und andere Kristalle als Vergrösserungsgläser; so soll der Kaiser Nero durch seine »berilli« genannten Vergrösserungssteine Gladiatorenkämpfe betrachtet haben. Unser deutsches Wort Brille kommt daher.

Sehr hübsch und auch wertvoll sind die Chrysoberylle, hellgrünliche oder gelbe Steine; zu ihnen gehört der Alexandrit, der bei Tag dunkelgrün, bei künstlichem Licht rot aufleuchtet, und das sog. Katzenauge, ein Stein, der durch die Mitte seiner sonst grünen Färbung eine scharfe Linie zeigt. Ferner verdient Erwähnung der Mondstein, besonders der mit ausgesprochen blauem Schimmer; er ist ein Orthoklas (Kalifeldspat), der vorzugsweise im Kandydistrikt vorkommt.

Ein Besuch in dem Steinschneiderviertel im Pettah in Colombo ist sehr lehrreich. Man sieht dort die Steinschneider mit ihrem Rade sitzen, wie sie mit pulverisiertem Korund die Steine zuschneiden und dann auf einer Kupferscheibe, meist mit Reisstrohasche, polieren. Viele dieser Steinschneider sind recht geschickt, neigen aber dazu, selbst auf Kosten der Schönheit den Stein möglichst gross und in der Form zu lassen, die er einmal zufällig hat. Auch ist die Fassung der Steine in Ceylon nicht auf der Höhe. Im Edelsteinhandel sind hauptsächlich Mohammedaner, die sog. Moormen (s. S. 56), beschäftigt, von denen manche auch ihre Filialen in Europa, besonders in London, haben.

Das weitaus wichtigste unter den Mineralien von Ceylon ist aber kein Edelstein, sondern der Graphit, (nach J. Walther) der kondensierte Niederschlag kohlenstoffhaltiger Dämpfe aus dem Erdinneren. Er wird Plumbago genannt und findet, ausser zu Bleistiften, in der Industrie mannigfachste Verwendung; der Export betrug 1917 aus den etwa 3800 Minen 26 200 t. Die Graphitminen befinden sich in der Hauptsache im Westen und Süden der Insel und sind reichlich primitiv. Der Abbau geschieht im sog. Tagbau. Auf einer aus Bambusstangen und Bastseilen gebildeten, schwanken und infolge des Graphitstaubes äusserst schlüpfrigen Leiter mit sehr hohen Stufen bewegen sich die fast nackten, von dem feinverteilten mineralischen schwarzen Puder wie mit einer Stahlpolitur überzogenen eingeborenen Arbeiter mit überraschender Leichtigkeit und Sicherheit. Das Fördergut wird in Körben in die Höhe gezogen. – Ferner wird Mica (Glimmer in durchsichtigen Platten) und Eisenerz, wovon später noch die Rede sein wird, in vorzüglicher Beschaffenheit gewonnen.

Eine Reihe anderer Mineralien, darunter Gold, Thorium und Kaolin, letzteres die bekannte Porzellanerde, kommt vor, wird aber anscheinend zurzeit nicht besonders abgebaut. Eine interessante Tatsache wird historisch bezeugt, dass nämlich

unter der Ming-Dynastie (1368–1644) die Chinesen aus Ceylon von dem dortigen Kaolin nach China zur Porzellanfabrikation ausgeführt haben. –
Was das Klima von Ceylon angeht, so zeigt es vor allem nirgends den für unsere Breiten charakteristischen Kreislauf der Jahreszeiten; Saat- und Erntezeit sind nicht zu trennen und oft trägt – nach Sir Emerson Tennents Worten – derselbe Ast reife Früchte, den offene Blüten zieren. An die Stelle unserer Jahreszeiten treten die Monsunwechsel im April und Oktober. Meist zu Anfang April ändert sich der Nordostmonsun in den Südwestmonsun. Dieser beginnt im September abzuflauen und geht dann unter vielfach heftigen Gewitterstürmen wieder in den Nordostmonsun über. In diesen beiden Perioden steht auch die Sonne senkrecht über der Insel Somit sind sie nicht nur meist sehr feucht, sondern zugleich die heissesten Zeiten des Jahres. Wie in allen tropischen Ländern ist der Aufenthalt in den Niederungen dann am wenigsten zuträglich; wer es ermöglichen kann, sucht das zentrale Gebirge, namentlich den dort in etwa 1890 m Meereshöhe gelegenen, in ganz Südasien beliebten Erholungsort Nuvara Eliya, auf.
Das Hauptgebirge stellt sich wie ein gigantischer Wall quer zur Richtung des Monsuns, fängt dessen Feuchtigkeit ab und ist deshalb reich an Niederschlägen und namentlich an kaltem Nebelregen. Hierdurch wird die Insel in das feuchte Nieder- und mittlere Hügelland im Westen und in das trockene Nieder- und Hügelland im Südosten und Osten geteilt. Die feuchte Zone erstreckt sich von Colombo bis Matara am Südende der Insel.
Die klimatischen Verhältnisse der feuchten – d. h. vom Südwest- sowohl wie vom Nordost-Monsun mit Regen versorgten – Zone werden gut charakterisiert durch das den meisten Ceylonbesuchern am besten bekannte Colombo, wo im Mai etwa dieselbe Regenmenge fällt wie im Oktober und im November. Allerdings erscheint diese grosse Stadt durch die Nähe der See noch besonders warm und feucht. In Colombo ist der Januar mit seinem von Norden wehenden Küstenwind zwar wohl der kühlste, aber, besonders für rheumatisch Veranlagte, durchaus nicht der zuträglichste Monat. Bis April nimmt die Hitze zu, so dass mit dem Einsetzen des sog. kleinen (Südwest-) Monsuns April und manchmal auch Mai durch die feuchten und abkühlungslosen Nächte für den Europäer recht unangenehm werden. Ende Mai etwa bis August dagegen, mit dem dauernden von Krankheitsstoffen freien Südwest-Seewind und etwas kühlerem und gleichmässigerem Wetter, sind nicht unangenehm trotz der im Juni und August im allgemeinen reichlichen Niederschläge. Bekannt sind die durch den starken Südwestwind an den Wellenbrechern des Hafens von Colombo aufgetürmten hohen prächtigen Brandungswogen.
Im September nimmt zwar die Wärme wieder etwas zu, es folgt aber dann der

Uebergang zum Nordost-Monsun, dessen Regenfälle bis tief in den Dezember anzuhalten pflegen.
Alle Niederschläge im Flach- und mittleren Hügelland sind in Ceylon von einer wolkenbruchartigen Heftigkeit; ein Schirm ist völlig nutzlos. Wege werden in Minuten zu wadentiefen Wasserläufen. Gewitter sind bei dauerndem Donnerrollen und prachtvollem, schier ununterbrochenen Blitzen eindrucksvolle, je nach der Stelle, wo sie den Reisenden überfallen, unvergessliche Erlebnisse.
Die in Ostasien unter dem Namen Taifune so gefürchteten Zyklone oder Wirbelwinde kommen in der Regel nur nördlich von Ceylon vor und berühren es selten. Geschieht es aber, wie z. B. 1907 bei Batticaloa, dann richten sie, namentlich auch unter den die Insel umsäumenden Kokospalmen, schweren Schaden an.
Durch das Klima unterschiedene Bezirke der Insel lassen sich aber stellenweise noch schärfer abgrenzen. So ist der feuchteste Teil der Insel die durch ihre üppige Vegetation bekannte Gegend von Ratnapura und Udugama, wo meist nur Januar bis März einigermassen trockene Monate sind; aber auch in dieser Zeit gehen dort in Zwischenräumen von einer oder mehreren Wochen Gewitter mit gewaltigen Wassermassen nieder. Die trockensten Teile der Insel sind die Südostecke bei Hambantota und die äusserste Nordwestecke. Hier gewinnt man Salz aus verdunstendem Meerwasser. Aehnlich sind die Verhältnisse auf der der Nordküste Ceylons vorgelagerten, euphorbien-bestandenen Insel Jaffna.
Der Uebergang von der feuchten Zone im Westen, wo der an den Hängen in kühlere Regionen aufsteigende Südwest-Monsun seine Feuchtigkeit in Form von Regen und Nebel verliert, in das trockenere östliche – nur vom Nordost-Monsun (November, Dezember) ausgiebig befeuchtete – Gebiet, z. B. Trincomali und südlich, ist auffallend schroff. Wer von dem kühlen Nuvara Eliya, mit einer mittleren Jahrestemperatur von wenig über 14 Grad Celsius, in den ersten Monaten des Jahres über die Wasserscheide nach Osten an dem botanischen Garten von Hakgala vorbeifährt, kann sich nach kurzer Frist ganz unerwartet aus einem feuchten und nebeligen Hochland unter strahlenden Himmel mit schönstem Sonnenschein versetzt sehen, eine Ueberraschung, die auch der die Wasserscheide durchschneidende Tunnel von Pattipola dem Eisenbahnreisenden gelegentlich bietet.
Die nördliche Tiefebene besitzt keine Gebirgsrücken, welche den Regen herabziehen könnten. Sie wird von beiden Winden bestrichen, und die Niederschläge sind dort über das ganze Jahr verteilt. Besonders reichlich pflegen sie zur Zeit des Monsunwechsels zu sein.
Im allgemeinen ist Ceylon mit feuchter Westküste und trockenerem übrigen Niederland klimatisch ein verkleinertes Abbild Südindiens mit der regenreichen

Malabar-Küste nebst deren unmittelbarem Hinterland und dem niederschlagarmen Dekhan.

Temperaturgegensätze an sich fehlen auch in Ceylon mit seinen wechselnden Höhenlagen durchaus nicht. Man kann 30 und mehr Grad Unterschied zwischen Colombo und Nuvara Eliya auf der nur etwa achtstündigen Eisenbahnfahrt durchmachen, ja am letztgenannten Ort Reif vorfinden, allerdings nur in den Morgen- und Abendstunden, während untertags die intensive Sonnenstrahlung meist den Tropenhut nötig macht. Die an sich vielleicht grossen Temperatursprünge zwischen Niederung und Höhe und auch zwischen Tag und Nacht werden jedoch durch den kaum ausgeprägten Unterschied zwischen Sommer und Winter wettgemacht. Eine schöne mittlere Stellung zwischen den Extremen nimmt Kandy ein, wo aber doch oft abends – besonders am See – der Mantel ebenso nötig ist, wie um die Mittagszeit der Tropenhut.

Im übrigen bieten die ausgezeichneten Verkehrsverhältnisse auf Ceylon dem Europäer jederzeit die Möglichkeit, seine durch die tropische Lebensweise angegriffene Gesundheit durch einen Orts- und Höhenwechsel günstig zu beeinflussen.

Die hauptsächlichsten Städte von Ceylon sind alle durch Eisenbahnen miteinander verbunden, Colombo (ca. 245 000 Einwohner), Jaffna (42 500 Einwohner), Galle (40 000 Einwohner), Moratuva (südlich Colombo, über 30 000 Einwohner), Kandy (32 000 Einwohner), Trincomali (12 000 Einwohner) und Nuvara Eliya (5000 Einwohner). Der Norden und der Süden der Insel sind also auch wie das zentrale Bergland dem Personen- und Warenverkehr voll geöffnet. Zwei Eisenbahn-Spurweiten sind in Ceylon vertreten, die normale für die Hauptstrecken und eine ca. 75 cm-Spur für einige Nebenstrecken, die zusammen aber nur etwa $^1/_9$ der gesamten Bahnlänge ausmachen. Die Normalspur war in Ceylon eingeführt worden, mit Rücksicht auf ihre Verwendung in Indien und auf eine Verbindung damit über die sog. Adamsbrücke bei Manaar. Nun fand aber, wie sich jeder von Tuticorin nach Madras Reisende überzeugen wird, dort die sog. Kapspur Verwendung, die 1 m misst, so dass einer Verbindung über die Adamsbrücke auch in der Spurweite besondere Schwierigkeiten entgegenstehen.

Voll aufgeschlossen erscheint Ceylon aber auch da, wo die Eisenbahnen nicht hinkommen, durch eine Menge ausgezeichneter Automobilstrassen. Es kann nichts Schöneres und Erfrischenderes geben als eine Fahrt durch die herrliche Insel mit ihren wundervollen wechselnden Ausblicken. Bald sieht man von der Höhe der Pässe auf welliges, wohlbebautes Land mit Tee- und Reispflanzungen, bald auf Palmenhaine und verträumte Ruinenstätten, oder von schönen Uferstrassen mit den im Winde sich wiegenden, fein gefiederten Kokoswipfeln auf

das endlose Meer. Oder man fährt, wie im reizenden Negombo, einer alten holländischen Ansiedelung, an den von Booten reich bevölkerten Kanälen entlang, die das Treiben der Eingeborenen widerspiegeln und – trotz der Verschiedenheit von Ort und Menschen – an die Schilderungen eines Bernardin de St. Pierre in seiner allbekannten Erzählung von Paul und Virginie erinnern.

II.
DIE CEYLONESISCHE LANDSCHAFT IM BERG- UND TIEFLAND

Nähert man sich, südlich Colombo, auf der Bahn von Bentota her Kalutara, so bieten sich herrliche Landschaftsbilder auf dem Hintergrund des Hauptgebirges der Insel und vor allem ein prächtiger Blick auf ihren berühmtesten Berg, den Adamspik, der sich in seiner charakteristischen Dreiecksform eindrucksvoll abhebt. Er erreicht eine Höhe von 2241 (nach anderen 2260) m, steht also den höchsten Bergen der Insel, dem Pidurutalagala (2538 m), dem Kirigalpolla (2387 m) und dem Totapella (2351 m) wesentlich nach. Dafür ist er aber weit berühmter, vielleicht der berühmteste Berg in ganz Südasien.

Seit über zwei Jahrtausenden umrankt eine Fülle religiöser Sagen diesen Gipfel. In alten buddhistischen Legenden wird geschildert, wie Buddha mit Donner und Blitz auf der Insel erschienen sei und den zusammenströmenden Scharen der Rakshasas und Yakshas (Dämonen) und Nagas (Schlangen), den mythischen Urbewohnern und Vorgängern der Singhalesen, seine Heilsbotschaft verkündet habe. Schliesslich habe er auch von der Spitze dieses Berges seine Himmelfahrt angetreten, wobei er einige Haare zurückliess, die später göttliche Verehrung genossen, und, angeblich auf besondere Bitte des Königs, den Abdruck seines Fusses an der Stelle, die er zuletzt mit seinem himmlischen Leibe berührte.

Die Anhänger des Hinduismus, der nächstwichtigen Religion auf der Insel, verehren den auf der Spitze der Gneis-Pyramide des Berges vorhandenen fussähnlichen Abdruck als den von Shiva oder Vishnu.

Die Mohammedaner wieder, deren Lehre von der israelitischen beeinflusst, ebenfalls in Adam den ersten Menschen sieht, erzählen sich, dass es die Fußspur Adams sei, den ein Engel nach dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradiese nach Ceylon versetzt habe, während Eva in Mekka auf die Erde zurückkehrte.

Im Mahavamsa, der Chronik der Singhalesen in Ceylon, wird der Adamspik als Sumanakuta erwähnt. Wenn auch heutigentags meist nur Buddhisten auf dem Gipfel des Berges als Hüter des Shripada – des heiligen Fussabdrucks – weilen, so treffen sich doch die Gläubigen auch der anderen Religionen und Rassen in ähnlicher Weise dort, wie sich am Heiligen Grabe zu Jerusalem die Pilger der lateinischen und der griechischen Kirche zu treffen pflegen – in Verehrung der einzigen Stätte, wo ein heiliger Gegenstand sie alle in Anbetung eint.

In früheren Zeiten wurde der Aufstieg auf den Adamspik im allgemeinen über Ratnapura und dann auf Dschangelpfaden zum Gipfel selbst genommen, während für den Rückweg der Fluss Kaluganga eine Strecke im Boot zurückzulegen gestattete.

Von dieser Seite ist aber die Besteigung durchaus nicht einfach und allen Berichten nach nur für Schwindelfreie durchführbar; dafür gilt aber auch dem gläubigen Pilgrim eben dieser Weg als der verdienstvollere, nicht der (nachher zu beschreibende) von Hatton an der Ostseite, der gewöhnlich namentlich von Touristen eingeschlagen wird.

Priester und Wächter sind aber auch nur von Januar bis April auf dem Berge anwesend, da zu anderen Jahreszeiten der von furchtbaren Gewittern umtobte Gipfel eine Besteigung kaum erlaubt.

Während des Anstieges ist die Spitze des Berges meist von Wald oder Felsen verdeckt. Vielfach sind uralte Stufen in den Stein gehauen und zuletzt, wenn der Fuss des imposanten Kegels erreicht ist, finden sich in den gewachsenen Fels befestigte, schwere eiserne Ketten vor, deren unregelmässige rauh gearbeitete Glieder auf ein sehr hohes Alter schliessen lassen. Mohammedanische Legenden bringen diese Ketten in Verbindung mit dem Namen Alexanders des Grossen, der der Sage nach bei seinem Indienzuge auf wunderbare Weise auch Serendib – wie Ceylon von den Arabern genannt wurde – besucht und dabei den Adamspik bestiegen habe.

Jedenfalls wurde schon in sehr früher Zeit der heilige Berg mit Buddhas Fußspur zu religiöser Verehrung aufgesucht. Fahsien, der berühmte chinesische Buddhist, der um 412–413 unserer Zeitrechnung Ceylon besuchte, erwähnt auch den Berg und die Fußspur Buddhas. Lange Zeit war, wie aus einem angeblich in Palabadulla aufbewahrten Modell hervorgehen soll, der über anderthalb Meter lange und dreiviertel Meter breite Fussabdruck mit einem goldenen Deckel versehen gewesen, den einige Holländer im Jahre 1654 bei einer Besteigung des Berges noch gesehen haben wollen. –

Der gewöhnliche Weg auf den Adamspik in neuer Zeit ist der von Maskeliya aus, das von der Eisenbahnstation Hatton, auf vorzüglicher Strasse mit einer Eisenbahnbrücke über die Kälaniganga, erreicht wird. Sehr grosse Teepflanzungen begleiten heutzutage den Weg. In Lakshapana bietet in 1250 m Höhe das Peak-View-Hotel Unterkunft. Die etwa vier Stunden in Anspruch nehmende Besteigung beginnt man meist schon zur Nachtzeit, um mit Tagesanbruch die Spitze zu erreichen und den unter günstigen Umständen dem Brockengespenst ähnlichen Bergschatten bei Sonnenaufgang zu beobachten. Zuerst durchquert der gute Reitweg noch Teepflanzungen, dann verwandelt er sich aber in einen oft kaum sichtbaren Pilgerpfad, der die von wunderbaren Baumfarnen erfüllte Schlucht eines Baches kreuzt. Der eigentliche Gipfelanstieg beginnt aber erst bei Indikatupana, wo einige Pilgerrasthäuser stehen. Treppen im Fels, eiserne Geländer und Ketten helfen über schwierige Stellen. Rhododendron und Lorbeer wachsen üppig an

den Flanken des Kegels. Ein kleiner, »Adamstränen« genannter, Teich ziemlich nahe unterhalb des Gipfels, auf den eine Reihe Stufen hinaufführt, gibt den Trägern Gelegenheit, Wasser nach oben mitzunehmen, um auf der von kalten Winden umblasenen Höhe nach dem heissen und anstrengenden Anstieg Tee zu kochen.

Der Gipfel bildet ein unregelmässiges Viereck, von einer weissen, niedrigen Mauer umgeben. In der Mitte, unter einem auf Stützen ruhenden Dach, befindet sich die Fußspur Buddhas in einem hohen Felsblock. Kleine Glocken an der Seite werden nach der Darbringung der Opferblumen und des Weihrauchs geläutet.

Während die Pilger Blumen, meist Rhododendron, die den Gipfel in einigem Abstand umgeben, zum Opfer darbringen, geniesst der Tourist die Aussicht. Es ist so viel über die Aussicht von diesem Berge geschrieben, sie ist so überschwenglich gepriesen worden, dass das Urteil eines von seiner Heimat her mit schöner Berglandschaft wohl vertrauten Besuchers, des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, – in seinen »Reiseerinnerungen aus Indien« – erwähnt zu werden verdient: »Die Aussicht vom Adamspik ist nicht so lohnend, wie man es bei seiner isolierten Lage erwarten könnte, da die Bergketten Ceylons ziemlich gleichförmig gestaltet sind.« – Immerhin ist der Blick dadurch bemerkenswert, dass man von der Höhe je nach der Klarheit der Luft und dem Stand der Sonne das Meer deutlich sehen kann, also die Meereshöhe des Berges unmittelbar erkennbar wird. Dazu kommt die Schönheit des Sonnenaufgangs aus dem Meere.

Allerdings hält das Panorama keinen Vergleich aus z. B. mit dem, das der Gipfel des (noch 1½ tausend Meter höheren) Fujiyama in Japan bietet, ein Berg, der an Heiligkeit bei den japanischen Buddhisten dem Adamspik bei deren ceylonesischen Glaubensgenossen nicht nachsteht und noch näher dem Meere gelegen ist. Ein Irrtum aber scheint es zu sein, dass sich auch auf der Höhe des Adamspiks wie auf dem Fujiyama eine Quelle ganz nahe dem Gipfel befinde. Es handelt sich da wohl nur um wenige Tropfen Wasser gebende Risse im Gestein – beim Fujiyama wahrscheinlich gespeist von Schneeresten im Krater.

Die auf Tafel 1 dargestellte Erscheinung des Gipfelschattens entsteht dadurch, dass die aus dem Golf von Bengalen auftauchende Sonne auf das den Gipfel umgebende Nebelmeer den Schatten des spitzen, kegelförmigen Berges wirft. Sobald die Sonne aber höher steigt und den Nebel aufsaugt, verschwindet die sich nach der Tiefe verlängernde und allmählich verschiebende Erscheinung. Der auf unserer Tafel im Hintergrund erscheinende merkwürdige Tafelberg ist bedeutend niedriger als der Adamspik und heisst – wohl wegen seiner pultartigen Form – der Bibelfelsen.

Auf dem Rückweg bieten sich nach rückwärts die in Tafel 2 und 3 dargestellten Ansichten des Berges dar.

Aehnlichem Charakter der Gebirgslandschaft, wie man sie bei der Besteigung des Adamspiks antrifft, begegnet der Reisende auch bei der Besteigung des Pidurutalagala, der sich an der Nordostseite des Tales von Nuvara Eliya erhebt, aber eine gerundete, weniger eindrucksvolle Form hat. Wie beim Adamspik umgeben Zwergbäume und Sträucher, zum Teil mit Moos und Flechten an den Stämmen, gleichzeitig aber auch mit leuchtenden Blüten bedeckt, den Gipfel, der durch ein rundes Steinsignal mit Flaggenstange bezeichnet ist. Auch hier ist die Aussicht schön, namentlich auf das Wolken- und Nebelmeer im Tal. Bei gutem Wetter ist auch das Meer nach beiden Seiten sichtbar; im Osten fällt der Namunapik (2036 m), im Südwesten der Adamspik besonders ins Auge.

Ein sehr hübsches, typisches Landschaftsbild bietet sich nordwestlich von Nuvara Eliya vom Ramboda-Pass, der von der Stadt in einer Stunde zu Fuss bequem zu erreichen ist. Nach Westen ist es wiederum der Adamspik und die ihn umgebenden Pflanzungsgebiete; nach Osten blickt man auf das Tal von Nuvara Eliya zurück, dessen Hintergrund einen wirkungsvollen Abschluss findet durch die eigentümlichen Umrisse des Hakgala-Felsens.* Dies ist einer der für Ceylon und Südindien so charakteristischen »Gneisdome«, wofür auch der Mihintale- und Sigiri-Fels Beispiele sind. Seine bemerkenswerte Form (Tafel 4) ist jedem Ceylonkenner geläufig; er liegt nur einige 10 km von Nuvara Eliya in südöstlicher Richtung. Eine weisse Dächergruppe zeigt die Stelle, wo jetzt in einer Höhe von 1330 m ein Sommerlager für die britischen Truppen eingerichtet ist.

Die botanischen Gärten von Hakgala, nächst Peradeniya die grössten der Insel, umfassen ein gewaltiges Urwaldgebiet, wovon erst etwa ein Siebentel kultiviert ist. Landschaftlich sind sie von ungewöhnlichem Reiz. Sie dienen hauptsächlich zu Akklimatisationsversuchen mit ausländischen, auch europäischen Nutzpflanzen und liegen mit einer Meereshöhe von 1650 m an der Grenze des Niederungs- und am Beginn des Höhenklimas.

Auch dem Nicht-Botaniker bieten diese Gärten mit ihren Flüsschen und Teichen, ihren Höhen und Tiefen, ihren felsigen Wasserläufen mit herrlichen Orchideen und Rosen, ihren Palmen und Fruchtbäumen viel des Genussreichen und Sehenswerten. Berühmt aber sind sie für ihre einzig schönen Exemplare der in Ceylon einheimischen Farnbäume (Alsophila crinita), die auf 5–6 m hohen Stämmen fast ebenso lange, ausserordentlich feingefiederte Blätter entfalten (Tafel 20). Die jungen Wedel (oder Blätter), die noch zusammengerollt sind, bilden ein Lieblingsfutter der, auch in diesem herrlichen Riesengarten angeblich noch vorkommenden,

* In Hakgala bedeutet gala Felsen, macht also eigentlich das deutsche Wort überflüssig. Trotzdem hat sich die Form Hakgala-Felsen eingebürgert, weil der singhalesische Name dem Europäer nicht genug sagt.

wilden Elefanten. Die abgestorbenen braunen Blattwedel bleiben schützend am Stamme hängen, bis sie, abfallend, den Grundhumus vermehren, in dem wieder unzählige junge Farne wurzeln.
Von den anderen Bäumen seien nur einige wenige genannt, so die südamerikanische Korkeiche, die mexikanische Pinie (Pinus Montezumae) mit ihren ca. 25 cm langen Nadeln. Daneben die Baumtomate (Cyphomandra betacea) aus Westindien und die Baummelone (Carica papaya) aus Columbien; ihr saftiges orangefarbiges Fleisch schmeckt sehr gut, auf Eis gekühlt und mit dem Saft der grünen, zitronenartigen »Limefruit« beträufelt.
Eine Besteigung des Hakgala-Felsens vom Garten durch den Urwald ist äusserst lohnend, aber nur mit Führer ratsam.
Noch ein für die Landschaft im Hochland von Ceylon charakteristischer Hochlandsausflug muss erwähnt werden, es ist der durch die sog. Horton Plains nach dem »World's End« genannten Aussichtspunkt. Abgesehen von dem Rasthaus und einigen Fusspfaden ist nichts an der ursprünglichen Natur dieser Gegend verändert, wenn man nicht gerade die in den zahlreichen Bächen ausgesetzten Forellen dazu rechnen will. Es ist ein Hochplateau, leidlich flach, mit kleinen Erhebungen, die am Ende des Gebietes – lehnenartig – höher sind, mit Waldstücken auf den Höhenrücken, grasigen »Patenas« an den Abhängen und sumpfigen oder doch feuchten Wiesen in den Einsenkungen. Der Kirigalpolla und der Totapella, zwei der höchsten Berge von Ceylon, stehen am Rande der Horton Plains. Auch für Hetzjagd, die hier oben hin und wieder gepflegt wird, ist das Gelände vortrefflich geeignet. Ganz besonders reich ist die Gegend an Blumen und Blüten; die strichweise vorkommende, von den Einwohnern Nillu genannte Dschangelblume, eine zierliche Pflanze mit schönen trichterförmigen Blüten, die zu dichten Büschen aufwächst, ist ein Lieblingsfutter der wilden Elefanten.
Uebrigens soll die wundervolle Blüte dieser Strobilanthus-Arten nicht in jedem Jahre sichtbar sein, weil es sich dabei hauptsächlich um eine nur alle sechs, nach andern Kennern sogar nur alle zwölf Jahre blühende Pflanze handelt.
Der südliche Teil dieses Hochplateaus endet in einen ungeheuren Steilabfall. Der Urwald reicht unmittelbar bis an den Rand heran. An zwei Stellen, beide von derselben Strasse erreichbar, hat man die herrliche Aussicht von dieser, »World's End« genannten, Höhe. An einem klaren Tag kann man vom Rande des Abgrunds bis Hambantota an der Südküste und dahinter auf das glänzende Meer sehen. Im allgemeinen ist das südlich liegende Gelände flach, wenn auch einige Bergrücken, namentlich zur Rechten gegen Galle, sichtbar werden. Der Absturz ist absolut senkrecht nur auf einer Strecke von 3–400 m, dann aber fällt das unten liegende Gelände immer noch ziemlich steil weiter ab. Die Szene in dem

Märchen von Sindbad dem Seefahrer, wo er Diamanten findet, wird an den Fuss dieser Steilwand verlegt – obwohl es übrigens in Ceylon Diamanten nicht gibt.

Wir aber verlassen jetzt das Hochland von Ceylon mit seiner kräftigen Atmosphäre, seinem Nebel und Sturm, seinen kalten Nächten und erfrischenden, ohne Gefahr trinkbaren Quellen und eilen über die alte Hauptstadt Kandy an ausgedehnten Reiskulturen (Tafel 5) vorüber in den Tieflanddschangel, um an der gegensätzlichen Natur jener Gegenden die ganze Mannigfaltigkeit der tropischen Landschaft in Ceylon kennen zu lernen.

Eine ausgezeichnete Autostrasse führt in gerader Richtung von Kandy nach Norden und gabelt sich bei Dambulla, wo wir bereits vollkommen in die Dschangelregion eingetreten sind; nach Nordost erreicht sie in Trincomali, einem der besten natürlichen Häfen, die es gibt, die Ostküste.

Endlos flach, von grossen Seen und Teichen unterbrochen, dehnt sich der Dschangel. Vereinzelt aber ragen aus dem dichten Wald ungeheure Felsblöcke – wie man sie auch auf dem Hochland von Dekhan trifft – empor. Schon in Dambulla waren Felsentempel unter dem überhängenden Gestein sichtbar. Nun aber bei Sigiri (Tafel 6 u. 7) erhebt sich in der grandiosen Wildnis neben einem kleinen See eine anscheinend unbesteigbare Felsenfestung und drückt der ganzen Landschaft einen eigenen Stempel auf. Unter den zahlreichen Ruinen der tropischen Insel ist Sigiri die einzige, die rein weltlichen Zwecken ihren Ursprung verdankt. Anuradhapura, Polonnaruva und die anderen Ruinenstätten stehen alle im engsten Zusammenhang mit der Geschichte der Religionen der Insel, insbesondere des Buddhismus. Die Geschichte von Sigiri, dieses in Ceylon so einzig eindrucksvoll dastehenden, unvergesslichen Landschaftsbildes, aber ist folgende:

Im 5. Jahrhundert n. Chr. (ca. 435–460) hatten die kriegerischen Malabaren (Tamulen) vom indischen Festland her die Insel unterworfen. Die singhalesischen Bewohner des besetzten Landes waren ohnmächtig in der Hand grausamer übermütiger Feinde. So kam es, dass dem Volk, dem der Führer fehlte, zuerst in Dhatusena – aus königlichem Geblüt, aber zum buddhistischen Priester erzogen – eine starke patriotische Persönlichkeit als der Retter erstehen musste, der alle Kräfte zum Befreiungskampf zusammenzwang, den feindlichen Usurpator besiegte und tötete und so den Singhalesen wieder die Herrschaft über ihre Insel sicherte. Dhatusena war ein bedeutender Mensch und tüchtiger Regent; er förderte den Buddhismus, das Studium der Geschichte und der Literatur und erreichte, dass das Land in seiner etwa 463–479 n. Chr. dauernden Regierungszeit zu hoher Blüte kam und im sogen. Zeitalter von Anuradhapura, seiner Hauptstadt, einen Höhepunkt erlebte. Unglück aber traf ihn in seiner eigenen Familie:

seine einzige Tochter war verheiratet mit dem Sohne seiner Schwester, der die Militärmacht des Landes befehligte. Dieser misshandelte seine königliche Gattin, und Dhatusena liess in seinem Zorn seine eigene Schwester, die Mutter des Heerführers, verbrennen. Da verbanden sich Dhatusenas jüngerer Sohn Kassapa und der für den Tod seiner Mutter Rache suchende Heerführer, bemächtigten sich des Königreichs und der Person des Königs und zwangen den Thronerben Moggallana, Dhatusenas ältesten Sohn, nach Indien zu fliehen. Während der Heerführer an der Person des Königs seine Rache nahm, suchte Kassapa, Moggallana ermorden zu lassen; der Plan gelang nicht. In der Folge hielt er es aber für zweckmässig, die nicht verteidigungsfähige Stadt Anuradhapura mit dem unzugänglichen Felsen von Sigiri zu vertauschen.

Unter Benutzung der am Fuss des Felsens gelegenen kleineren Blöcke, die bis zu ein Viertel oder ein Drittel der Gesamthöhe der Hauptfeste sich auftürmen, wurde seine neue in wundervollen Terrassen angelegte Residenz erbaut. Den Palast verlegte er auf die Höhe des Felsens selbst und machte ihn zugänglich durch eine Reihe von Galerien aus Ziegelsteinen, die in Vertiefungen des dazu besonders bearbeiteten Felsens Befestigung fanden. Ein merkwürdiger Teil dieser Galerien ist erhalten, überzogen von einem harten, polierbaren Mörtel, den die Singhalesen verwandten und der meist Chunam (hindustani chuna, singhales. chûrnna, vom Sanskrit chûrna Kalk) genannt wird. Ueber der Südgalerie unter dem überhängenden Felsen befinden sich berühmte, noch heute glänzend erhaltene Fresken, Frauengruppen, wohl Königinnen mit einem Gefolge darstellend. Sie erinnern in ihrer Art sehr an die in Ajanta (nordöstlich von Bombay in Zentralindien) gefundenen Wandgemälde.

Diesen Felsenhorst nannte Kassapa angeblich nach Löwenbildern, die er in den Galerien angebracht hatte, Siha-giri, Löwenfelsen, und lebte und regierte da 18 Jahre. Trotz der Voreingenommenheit der von Mönchen geschriebenen Chronik gegen ihn scheint Kassapa ein weitschauender und tüchtiger Herrscher gewesen zu sein. Auch mit der fernen Welt des Westens stand er in Verbindung, denn von 1700 alten Münzen, die man in Sigiri ausgegraben hat, waren ausser zwölf alle römische aus dem 4. und 5. Jahrhundert, die meisten aus Messing, sehr wenige aus Gold und nur vereinzelte aus Silber. Damals war Konstantinopel die römische Hauptstadt, und sichtlich war der Handel mit Ostrom in hoher Blüte, sonst hätte man in Ceylon gewiss kein römisches Geld als Zahlung angenommen.

Trotz seiner uneinnehmbaren Felsenfestung sollte aber auch Kassapa seinem Schicksal nicht entgehen. Im 18. Jahre seiner Regierung sah er sich plötzlich von seinem Bruder Moggallana mit einem grossen Heere angegriffen. Er zog ihm entgegen, und als er die Schlacht durch einen unglücklichen Zufall verloren sah,

gab er sich selbst den Tod. Moggallana aber residierte wieder in Anuradhapura, und Sigiri verfiel, obwohl es zunächst als Kloster Mahanama, Moggallanas grossem Onkel, dem Verfasser des Mahavamsa, übergeben worden war.
Jahrhundertelang hat es in der Einsamkeit des Dschangels den Dornröschenschlaf geschlummert, bis britische Archäologen es am Ende des vorigen Jahrhunderts daraus erweckten. Im Laufe der Ausgrabungen, die ausser den erwähnten Münzen kleine Goldfunde, eine silberne und eine bronzene Trompete sowie einiges andere zutage gefördert haben, machte man auch den Felsen durch neue ausgebaute Konstruktionen wieder zugänglich.
Die Zitadelle auf der Oberfläche des Felsens fiel allerdings auch da noch nicht ganz unverteidigt in die Hände dieser neuen Eroberer, denn grosse Schwärme einer Wanderbiene (Apis dorsata), die auch in den höchsten Urwaldbäumen ihre meterlange Wabe baut, fielen über die ersten Erkletterer her und mussten mit Feuerbränden beseitigt werden, bevor man die Aufräumarbeiten beginnen konnte.
Die Oberfläche des Felsens weist grosse Unebenheiten auf, auch haben einige Bäume in den Ecken einer Zisterne Wurzel fassen können. Zahllose Treppen und Stufen nach allen Richtungen, fast überall aus Quarz, führen über- und durcheinander. Es wurden allem Anschein nach zwei verschiedene Schichten freigelegt, die stellenweise bis zur Höhe von über 4 m den Felsboden bedeckten. Es muss seinerzeit ein wunderbarer Anblick gewesen sein, in den mit Quarzplatten belegten Gängen und – wohl holzgedeckten – Gemächern und über die Quarzstufen der Treppen die leisen Sohlen barfüssiger Diener eilen zu sehen und von der Höhe dieser königlichen Felsburg das geschäftige Treiben der unten ausgebreiteten Stadt zu beobachten. Auch von letzterer sind noch zahlreiche Reste, eine Felsenzisterne, ein Felsenthron und zahllose, die einzelnen Blöcke und Terrassen miteinander verbindende Stufen, freigelegt worden.
»Das ganze Landschaftsbild ist voll fesselnden Reizes, umwoben von geheimnisvollem Zauber. Hier der mächtige Felskoloss, dessen Seiten in so warmer roter Färbung glühen, und dessen stolzen Scheitel die Zeugen versunkener Grösse krönen, mit ihren zerfallenen Galerien und Terrassen und der ganzen gewaltigen Trümmerwelt eine eindringliche Sprache redend von der Erfindungsgabe, dem Wollen und Können längst verschwundener Geschlechter; dort der Urwald in seiner Pracht und Herrlichkeit, und zwischen beiden sich dehnend die schimmernden Wasser des Sees, die wie kosend die träumerisch auf ihren Wellen sich schaukelnden Lotusblüten umspülen – wahrlich ein Bild, das, einmal geschaut, in unvergänglichen Zügen dem Gedächtnis sich einprägt.« *
Ceylon ist reich an Flussläufen, die, das zentrale Bergland entwässernd, nach allen

* Cave, Baudenkmäler aus ältester Zeit in Ceylon, übersetzt von A. Gräfin von Zech, Berlin 1901, S. 160.

Himmelsrichtungen auseinanderfliessen. Naturgemäss kommt es nicht zu einer grösseren Laufentwicklung und bei dem reissenden Charakter selten zu längeren, namentlich nicht bergauf, schiffbaren Strecken. Dass bergab Wasserverkehr auf Jahrhunderte zurückblicken kann, ist oben bei der Beschreibung des Weges auf den Adamspik erwähnt. Die dort genannte Kaluganga, die bei Kalutara mündet, ist im übrigen nur einige 120 km lang, d. h. etwa ein Drittel des grössten Flusses der Insel, der Mahaväliganga, des »grossen Sandflusses«, der zwischen dem Pidurutalagala und dem Adamspik entspringt. Er ist die Hauptentwässerungsader des zentralen Berglandes und jedem Ceylonreisenden zum mindesten von einer Stelle her wohlbekannt, von dem Elefantenbadeplatz bei Kandy (Tafel 8). Der Fluss wendet sich von da ab ostwärts, dann wieder nach Norden und mündet in den Naturhafen von Trincomali.

Der zweitlängste Fluss von Ceylon ist die Malvatuganga, die bei Manaar im Nordwesten der Insel mündet. Sie entspringt nördlich von Dambulla, durchfliesst einen grossen Teich südlich von Anuradhapura und dann diese Stadt selbst. Bei Colombo mündet die Kälaniganga; sie erreicht, entsprechend ihrem weniger ausgedehnten Einzugsgebiet an der Westküste, noch nicht die halbe Länge der Mahaväliganga; auf der Bahnfahrt von Colombo nach Kandy wird sie einige Kilometer östlich Colombo gekreuzt. Der Wasserstand der Flüsse ist ausserordentlich verschieden, je nach der Jahreszeit oder etwa eingetretenen und dann mit tropischer Gewalt niedergehenden Gewitterregen. Ein weiterer bekannter Fluss ist die bei Negombo mündende, hübsche Mahaoya, die ebenfalls (zwischen Ambepussa und Alavva) von der Bahnlinie gekreuzt wird.

Mahaväliganga, Kälaniganga und Mahaoya, allein im Inneren des Zentralgebirges entspringend, sind dessen eigentliche Entwässerer.

Man wird bemerken, dass die Flussnamen von Ceylon meist auf ganga (oder oya) enden, was Fluss (oder Wasserlauf) bedeutet.

An Seen ist Ceylon sehr reich, jedoch scheinen sie alle, selbst die grössten, künstlich angelegt zu sein; sie haben alle wohl der Bewässerung gedient in den Zeiten, als Anuradhapura und Polonnaruva die Hauptstädte grosser volkreicher Distrikte und noch nicht die gegenwärtigen Ruinenstätten im Urwalddschangel waren. Bei der Geschichte Ceylons wird auf diese Seen noch zurückzukommen sein. Einen guten Eindruck von den Flussläufen und dem See von Kandy geben die Tafeln 9–12. Insbesondere ist es der auf einer Meereshöhe von etwa 500 m gelegene Stausee von Kandy, der letzten Hauptstadt des Singhalesenreichs und jetzigen Hauptstadt der Zentralprovinz, der mit seiner reichen Pflanzenwelt das Entzücken jedes Besuchers bildet. Er wurde erst unter dem letzten Singhalesenkönig Ende des 18. Jahrhunderts durch einen ca. 200 m langen Staudamm im Westen geschaffen. Etwas

über 1 km lang und 300 m breit, ist er von herrlichen modernen Promenaden und zum grössten Teil von einer schönen breiten Steinbalustrade umgeben. Eine malerische Insel mit Palmen und den Ruinen eines königlichen Lustschlosses zieht immer wieder das Auge auf sich; sie soll jetzt als Pulvermagazin dienen. Wegen der weissen Ameisen, die alles zerfressen, in den See hineingebaut ist, gerade dem Tempel des heiligen Zahnes gegenüber, die hübsche öffentliche Bibliothek.

Die Seen sowohl wie das Flußsystem bieten wenig Gelegenheit zur Entwicklung einer Binnenschiffahrt. Aber die Holländer, die 1602 zum erstenmal bei Ceylon erschienen, haben eine Reihe von Kanälen gebaut, die noch heute stellenweise benutzt werden, so z. B. der jetzt Hamilton-Kanal genannte, zwischen Colombo und dem reizenden Negombo. Die Neigung zu Kanalbauten haben die Holländer wohl aus ihrem eigenen Lande mitgebracht. In den nehrungsreichen Küstenstrichen Ceylons konnten sie ihre Kanäle auch immer wieder an Haffe anschliessen, welche hinter den vom Ozean aufgeworfenen Dünen entstanden waren.

Ganz besonders schön ist nach dem Urteil aller Besucher von Ceylon die Küstenlinie. Palmen umkränzen die Insel fast überall unmittelbar am Wasser und scheinen ihre schlanken Stämme dem erfrischenden Seewind in graziösen Biegungen entgegenzustrecken. Der gelbe Strand ist anmutig von Felsen und Dörfern unterbrochen, in denen eine mit Palmblatt bedeckte Hütte sich an die andere reiht. Buchten und Haffe sind immer reich belebt von Fischerbooten. Alles liegt im Schatten einer üppigen Vegetation. So stellt sich im allgemeinen die Westküste dem Auge dar. In den Häfen Colombo und Galle aber verbinden sich Natur und Kunst, ihnen von der Land- wie von der Seeseite jeden denkbaren malerischen Reiz zu sichern. Würdige altertümliche Bauten aus der holländischen Zeit, umwogt von dem farbenfrohen Leben der so verschieden gearteten Bevölkerung, eine immergrüne Vegetation, gutgehaltene Strassen zwischen frischen, freien Rasenplätzen und glänzenden köstlichen Seespiegeln – alles vereinigt sich da zu einem unvergesslichen Bild.

III.

VON CEYLONS PFLANZENWELT

Die verwirrende Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt in Ceylon lässt sich – wenn auch nicht vom wissenschaftlichen Standpunkt aus – doch einigermassen überblicken, wenn sich der Besucher der Insel der drei Gesichtspunkte erinnert, die ihm dort von selbst nahetreten:

Einmal sucht jeder gern ein Stückchen Urwald kennen zu lernen, der, z. B. im Dschangel des nördlichen Tieflands, verschieden ist von dem in der Gegend von Kandy, oder, wie schon weiter oben beschrieben, dem auf den Höhen des zentralen Hochlandes, in den Horton Plains. Ferner wird niemand versäumen, die beiden bedeutendsten und lehrreichsten Stellen zu besuchen, die über Ceylons Pflanzenwelt auch wissenschaftliche Auskunft geben, nämlich die botanischen Gärten von Hakgala (s. oben) und die von Peradeniya, erstere auf einer Meereshöhe von etwa 1650 m, letztere bei Kandy 480 m hoch gelegen. Und schliesslich sind Besuche der Pflanzungen, der Fruchtläden und Märkte überaus lehrreich, wobei man zugleich einen wichtigen Einblick in die kulturelle und kommerzielle Bedeutung der einzelnen Pflanzen von Ceylon bekommt. So verteilt sich die Betrachtung der ceylonesischen Pflanzenwelt auf die verschiedenen Interessengebiete der einzelnen Reisenden und in diesem Buch auf verschiedene Kapitel und gewinnt an wirtschaftlichen oder anderen Zusammenhängen, was sie an Systematik verlieren mag.

Das durch die geographische Lage bedingte Fehlen des Winters und überhaupt des Wechsels der Jahreszeiten in unserm Sinn hat auf die Pflanzenwelt von Ceylon einen sie von unserer europäischen Flora scharf unterscheidenden Einfluss.

Im grössten Teil von Europa ist die äussere Lebenstätigkeit der Pflanzen zeitlich sehr beschränkt und durch eine lange Winterruhe unterbrochen, während der die Pflanzen, scheinbar leblos, doch von den im Sommer aufgespeicherten Nährstoffen sich erhalten. Nur ein äusserst dichtes Blätterkleid im Sommer kann der Pflanze zu solchen Vorräten verhelfen. Der tropische Baum braucht solche Reserven nicht anzusammeln und kann daher mit viel weniger dichter Belaubung auskommen.

In Europa grünt und blüht alles mehr oder weniger gleichzeitig, das führt im Frühjahr zu reichem Farbenschmuck und im Sommer zu dichtem Grün. Das europäische Laub ist aber im allgemeinen durchscheinend, namentlich im Frühling von zarten und weichen Tönen. Die lederartigen, stark glänzenden Blätter der Tropenbäume sind ganz anderer Art; sie lassen das Licht nicht durch, sondern reflektieren in hohem Grade.

Das warme Dunkelgrün der Tannenwälder, wie es z. B. der Schwarzwald zeigt, oder das reine Grün des mitteleuropäischen Laubwaldes wird nie von einem tropischen Waldbild erreicht. Sei es in Ceylon oder in Indien selbst, sei es in Java oder in Formosa, überall bietet der tropische Wald, besonders von fern gesehen, ein merkwürdiges Mattoliv oder Graugrün dem Auge dar, das auf der blendenden, glitzernden Erscheinung selten länger mit Behagen verweilt. So kann es dem von der Ueppigkeit beispielsweise des badischen feuchten Rheinwaldes oder den herrlichen deutschen Forsten (in Oberhessen oder auf dem Schwarzwald) verwöhnten Reisenden passieren, dass er zunächst vergebens die tropische Ueppigkeit sucht, von der er sich nach den Beschreibungen entzückter Besucher ein übertriebenes Bild hatte machen müssen.

Eine während des ganzen Jahres ununterbrochen tätige Vegetation zeigt eben nicht die nach langer Winterruhe zur Höchstleistung kommende Intensität des europäischen Frühlingswachstums. Diesem gibt auch der Gegensatz gegen den verflossenen Winter bei der Betrachtung einen besonderen Reiz, der einen Niederschlag z. B. in der europäischen Poesie mit ihren Verherrlichungen des Erwachens der Natur gefunden hat, das die Tropen nicht kennen.

Es ist ein Trugschluss anzunehmen, dass die europäische Pflanzenwelt infolge des Winters, dem nur Bäume und holzbildende Pflanzen standhalten, solche in überwiegendem Masse hervorbringen müsse. Im Gegenteil: In Deutschland gibt es nur ca. 30 einheimische Laub- und ein halbes Dutzend Nadelhölzer, während die krautartigen Gewächse, die jeder Herbst von der Oberfläche der Erde verschwinden lässt, bei uns eine viel bedeutendere Artenmenge zeigen. Das im ganzen Jahr anhaltende Wachstum in den Tropen lässt viele Gras- oder Krautpflanzen sich zu Bäumen entwickeln, die bei uns diesen Charakter nie erreichen. So zählt Ceylon Hunderte von wildwachsenden Baumarten und, wenn man die doch auch wirkliche Holzstämme bildenden Lianen dazu rechnet, sind es einige Tausend. –

Es ist natürlich hier nur möglich, in einigen wenigen Beispielen ins Einzelne zu gehen.

Der Gummibaum, Ficus elastica, den die Tafeln 14 und 15 zeigen, ist derselbe, der auch vielfach bei uns als Zimmerpflanze mit den dann oft über handgrossen, glänzend grünen Blättern gehalten wird; beim in Freiheit erwachsenen Baum sind die Blätter viel kleiner.

Das Auffallendste am Gummibaum sind zunächst die hohen, brettartigen Wurzeln, die in scharfen Kanten aus der Erde ragen und den Baum dagegen sichern, von tropischen Gewitterstürmen und ihren gewaltigen Wassermassen entwurzelt zu werden. Ausserdem stützen sich die Bäume noch durch sog. Luftwurzeln, die

sich von den Zweigen zur Erde senken und dort erneut Wurzel schlagen. Sowohl die Luft- wie die Bodenwurzeln und die Stämme können zur Gewinnung von Gummi angeschlagen werden, jedoch braucht der Baum – im Vergleich zu anderen gummiliefernden Pflanzen – verhältnismässig lange, bevor er das Gummi produzierende Alter erreicht hat; dann allerdings ist die erzielte Qualität gut. Gewöhnlich wird der Baum durch Setzlinge, die jedoch nicht ganz leicht Wurzel fassen sollen, fortgepflanzt, weil er in Ceylon keinen Samen hervorbringt.

Ein weiteres bemerkenswertes Beispiel (Tafel 13) dieser Baumart, der indische Feigenbaum, Ficus indica oder Ficus bengalensis, in Indien übrigens meist Banyan (-tree) genannt, befindet sich in Kalutara, südlich von Colombo, am Ufer der Kaluganga, die eine schöne, durch eine Insel unterbrochene Brücke überspannt. Der prachtvolle alte Baum, der zu grosser Höhe emporsteigt und von dem Tafel 13 nur den unteren Teil wiedergibt, bildet mit seinen den eigentlichen Stamm stützenden Luftwurzeln ein natürliches Tor, durch das die Strasse hindurchführt. Eine Unsumme von Epiphyten (Lastpflanzen), Farnen und Lianen bevölkert dieses wundervolle Beispiel eines tropischen Baumes, von dem auch noch eine Fülle junger freier Luftwurzeln herabhängen.

Ein sehr merkwürdiger Baum ist Bombax malabaricum, der Baumwollbaum, von der Grösse unserer Laubwaldbäume (Tafel 16), der Ende Dezember sein ganzes Blätterkleid abwirft, bevor er wenige Wochen darauf sich mit den schönsten, erdbeerroten, tulpengrossen Blüten bedeckt. Seinen Namen Baumwollbaum verdankt er der den Samen umhüllenden und mit ihm ausfallenden Baumwolle, die als »indische Pflanzendaunen« Verwendung findet.

Unter allen Palmen ist wohl eine der schönsten und merkwürdigsten die sog. Talipot-Palme (Corypha umbraculifera, Tafel 17). Sie steht meist einzeln; nur in dem wundervollen botanischen Garten in Peradeniya bei Kandy findet man einmal davon eine ganze Allee. Im Freien ist die Talipot-Palme ausserdem noch zwischen Polgahavela und Kandy in grösserer Anzahl wildwachsend anzutreffen. Dort oder im botanischen Garten von Peradeniya haben wohl auch meist diejenigen Reisenden, die das Glück besonders begünstigt hat, diese seltsame Palme blühen sehen.

Der gewaltige Baum mit seinen bis 5 m im Durchmesser messenden Fächerblättern erhebt sich kerzengerade bis zur Höhe von einigen dreissig Metern. Die in früher Jugend noch sichtbaren Stielansätze der Blätter verschwinden mit der Zeit, der Stamm wird glatt und glänzend, und die wundervollen Riesenblätter wiegen sich in immer grösserer Höhe. Keine Blüte unterbricht dieses Wachstum, bis der Baum ungefähr 100 – nach anderen 60–70 – Jahre erreicht hat. Dann bricht zwischen einigen etwas kleineren Blättern oben aus der Mitte des Stammes ein

gewaltiger, über 1 m hoher Schaft hervor, der sich zu einer fünf bis sechs Meter über der Blätterkrone stehenden weissen Riesenblütenrispe entfaltet, wie sie Tafel 17 darstellt. Die Blüten selbst sind cremefarben und bilden nach ihrem Abfallen viele Hunderte von kleinen grauen kugelförmigen Früchten, die so hart sind, dass sie als Knöpfe und Zierate Verwendung finden. Der Baum selbst aber geht ein, erschöpft von der ungeheuren einmaligen Leistung.

In der Hauptsache werden die gewaltigen Blätter der Palme verwendet: sie dienen den Eingeborenen zu Fächern und Regenschirmen. Die Singhalesen berechnen die verschiedenen Verwendungsarten der Erzeugnisse des wunderbaren Baumes auf nicht weniger als etwa 800. Vier bis fünf dieser grossen Blätter genügen aber auch schon z. B. zum Bau eines Zeltes, wie es die Hilfsmannschaften der Landesaufnahme in Ceylon bei ihren Arbeiten nötig haben.

Seit Hunderten von Jahren liefert der Baum der ceylonesischen Geschichtsschreibung aus seinen Blättern das »ola« genannte Papier, worauf, nachdem die Blätter zugeschnitten, gekocht und getrocknet sind, mit einem spitzen Griffel geschrieben wird. Hunderttausende von solchen Blättern bilden den sog. »Palmblattkanon« der Buddhisten, wovon man in der bereits erwähnten Bibliothek in Kandy schöne, bündelartige Bände gezeigt bekommen kann, die in Pali, der Sprache des – landläufig als südlich bezeichneten – Buddhismus, die Geschichte und Legenden Buddhas und seine Lehre enthalten.

Eine andere Palmenart ist die schöne, hohe Palmyra-Palme, die eine dichte, verhältnismässig kleine Krone von Fächerblättern trägt und in ganz Südindien vorkommt. In Ceylon ist sie, von Gärten abgesehen, im wesentlichen im Norden und im trockenen Südosten der Insel vertreten.

Bei der Palmyra-Palme wie bei der Talipot-Palme, auch bei der gleich zu erwähnenden Kitul-Palme quillt, wenn man den Blütenstand anschneidet, Sirup – anglo-indisch toddy – hervor, der eingedickt den sog. Palmzucker ergibt.

Die Blätter der Kitul-Palme sind farnartig, sehr fein gefiedert, und aus den Fasern der Blatthüllen wird ein für Stricke, Körbe und Hüte verwendbares Material gewonnen. Aus dem Mark alter Bäume der Kitul-Palme gewinnt man Sago.

Eine sehr graziös und mit ihren feinen Blätterbüscheln sehr dekorativ aussehende Palme ist auch die Areka-Palme. Ihre walnussgrossen Früchte hängen traubenartig unter der Blattkrone, sind gerbsäurehaltig und dienen in Scheiben geschnitten zu dem in Ceylon und beiden Indien ungeheuer verbreiteten Betelkauen. Ein Blatt des Betelpfeffers, etwas aus Madreporen gewonnener Kalk, manchmal etwas Gambier (eine gerbstoffhaltige Pflanze, Uncaria Gambier) und ein Scheibchen Arekanuss werden zusammengewickelt und in den Mund gesteckt. Durch Kauen wird die Speichelabsonderung angeregt, die Mundschleim-

haut durch den bitterlichen Geschmack und die zusammenziehende Wirkung gereizt, der Speichel und auf die Dauer die Zähne braunrot gefärbt. Alle Betelkauer lieben es, häufig auszuspucken. Im übrigen soll der Genuss aber Nerven und Verdauung anregen, was bei der grossen Hitze besonders angenehm empfunden wird, und macht ausserdem den Atem wohlriechend.

Auf jeder Strasse sieht man Verkäuferinnen, die Betelblätter, den Chunam genannten Kalk und Arekanüsse zusammen feilhalten. Sie schneiden auch die Nüsse in kleine Scheiben und bereiten so das kleine Päckchen vor, dessen sich die Betelkauer in der oben beschriebenen Weise bedienen. Die silbernen Beteldosen und Betelmesser der Eingeborenen sind oft ein hübsches Stück kunstgewerblicher Arbeit. Was die Betelpflanze anbelangt, so ist sie eine Verwandte des schwarzen Pfeffers und wird wie dieser an Stäben rankend gezogen. Die fleischigen Blätter, deren man sich auch zum Einwickeln der Opfermünzen in den Tempeln bedient, haben etwa Handgrösse und werden in Eisenbahnwagenladungen dauernd Colombo und den anderen grösseren Städten zugeführt. Der aus Korallen hergestellte gebrannte Kalk wird in Mengen von den Koralleninseln der Malediven durch dortige Schiffer herübergeliefert, die dafür Arekanüsse zurückbringen. Die Frauen, die auf dem Kopf die Kalkmasse in weissen Haufen tragen, sehen von der Ferne aus, als trügen sie Schnee und bieten so beim ersten Begegnen einen verblüffenden Anblick. Feine Qualitäten des Kalkes werden auch rötlich gefärbt verkauft.

Die von der Schale befreite Arekanuss wird vor dem Gebrauch zerschnitten und etwas getrocknet, manchmal vorher noch gekocht. Besonders im Kälani-Tal ist die Areka-Palme sehr häufig.

Von allen Palmenarten ist aber weitaus die wichtigste die Kokospalme (Tafel 21 und 46), die auch den nur flüchtig das Land besuchenden Reisenden sofort durch ihre den Meeresstrand umsäumenden schlanken Stämme und feingefiederten Kronen auffällt.

Eigentümlicherweise soll dieser heute in Millionen von Exemplaren in Ceylon stehende Baum dort nicht einheimisch, sondern erst eingeführt sein, und zwar durch »Kustia Raja«, einen indischen Fürsten, der die Singhalesen zuerst die Verwendung der Kokosnuss gelehrt habe. Jedoch ist auf diese Sage nicht viel Wert zu legen, da die Urheimat des in fast allen tropischen Gebieten verbreiteten Baumes überhaupt unbekannt ist. In der singhalesischen Chronik Mahavamsa wird die Kokosnuss erst unter der Regierung von Aggabodhi I., ca.564–598 n. Chr., als ein fruchttragender Baum erwähnt, dessen Anpflanzung also immerhin nicht die Beachtung wie die der Palmyra-Palme gefunden zu haben scheint. Es gibt eine ganze Anzahl verschiedener Arten von Kokospalmen, darunter sogar eine,

deren Nüsse essbare Schalen haben, solange sie jung sind; der jährliche Ertrag eines Baumes schwankt zwischen etwa 40 und 200 Nüssen bei gewöhnlichen und bei besonders gehaltenen und veredelten Sorten.

Dr. K. Guenther beschreibt in seinem Buch »Einführung in die Tropenwelt«, S. 259, sehr hübsch, wie von der Natur für die Verbreitung dieses nützlichen Baumes gesorgt ist:

»Die Kokospalme ist ein typischer Baum der Meeresgestade sowie von Korallen-inseln, und ihre Nüsse sind angepasst, von Meeresströmungen weit fortgeführt zu werden und an fernen Ufern wieder neuen Palmen das Leben zu geben. Zu oberst ist die Nuss von einer braunen Hülle, darunter von einer dicken Schicht von Pflanzenfasern eingeschlossen. Diese stellen ein »Schwimmgewebe« vor, das die Nuss befähigt, weit über das Meer zu treiben, ohne dass der Wogenprall das Innere verletzen kann. Unter dieser Schicht liegt eine dunkle, kugelige Schale, hart wie Stein. Drei Löcher zeigen sich an einer Stelle, von denen zwei verwachsen sind, während unter dem dritten der Keim ruht. Von diesem erstreckt sich innerhalb der Schale als fingerdicker Wandbeleg eine weisse, nussartig schmeckende Masse, das Nährgewebe des Keimes (Endosperm). Der übrig bleibende Hohlraum wird von einer süssen Milch erfüllt, die am Anfang wässerig, beim Reifen immer öliger und milchiger wird und dabei zusammenschrumpft, so dass ein Luftraum entsteht, der auch noch den Steinkern zum Schwimmen befähigt. Ist nun die Nuss an ein Gestade geworfen, so zersetzt Brandung und Meerwasser die Faserhülle. Ehe der Keim aus dem Loch der Steinschale hervorwächst, streckt er ein besonderes Saugorgan ins Innere der Nuss, um aus dem Wandbeleg Baustoffe, aus der Milch Wasser aufzunehmen. Gerade letzteres ist für ihn von grosser Wichtigkeit, da er am Meeresstrand kein anderes Süsswasser findet.«

Eine der grössten Entbehrungen des Tropenreisenden ist zweifellos die eines Schluckes frischen Trinkwassers. Und da ist die Kokosnuss ein wertvoller, einwandfreier Ersatz. »Kurumba« (eigentl. kurumbava) nennt der Singhalese eine junge Kokosnuss, die noch den wässerigen Saft, die sog. Kokosmilch, enthält. Auf allen Bahnstationen kann man solche Nüsse kaufen, die von dem Verkäufer an der Spitze geöffnet, unmittelbar den Genuss des, wenn kühl, natürlich besonders erfrischenden Saftes gestatten. Eine Thermosflasche voll Kokosmilch, die sich darin den Tag über kühl halten lässt, gehört zu den wichtigsten und angenehmsten Reisebegleitern, namentlich bei Tagesausflügen abseits der grossen Strassen.

Wie auf Tafel 36 dargestellt, klettern die Eingeborenen mit Hilfe eines um die Füsse gelegten Stoffstreifens oder Seiles mit grosser Gewandtheit bis zum die Nüsse verbergenden Wipfel der Palmen empor. Sie halten sich mit den Händen am

Stamm fest und ziehen die mit dem Tuch oder Strick verbundenen Füsse, die den Stamm klammerartig umfassen, nach. Da auch auf der paradiesischen Insel der Diebstahl nicht unbekannt ist, so ist auch längst ein vorbeugendes Mittel gegen heimliches Besteigen der Bäume erfunden: ein Kokosblatt wird mit der Spitze nach unten um den Stamm festgebunden und verhindert dann das Aufwärtsrutschen der miteinander verbundenen Füsse; das Knistern und Rascheln, wenn man es entfernen will, verrät aber erst recht dem Baumbesitzer oder seinem wachsamen Hunde den Dieb.

Ueberall kann man die verschiedenartigen Verwendungsweisen sehen, welche die Palme in Stamm, Blättern und Früchten findet. Sie hat darin Aehnlichkeit mit der oben beschriebenen Talipot-Palme oder mit dem Kauliang, einer 4–5 m hohen in der südlichen Mandschurei wachsenden Hirseart, oder mit dem Bambus. Die sogenannte Kokosfaser stammt aus der äusseren Hülle der Nüsse. Die Schalen werden durch Einlegen in Wasser zur Zersetzung gebracht, getrocknet und die Kokosfasern dann in ähnlicher Weise auseinandergelöst wie bei uns Flachsstengel, die in Wasser verrotteten; sie sind natürlich nicht so lang. Der Name dieses wichtigen Handelsartikels ist »Coir«; es gibt heutzutage zahlreiche »Coirmühlen« in Ceylon, die auf maschinellem Wege die kräftigen Fasern zubereiten, so dass Taue, Matten, Bürsten und dgl. daraus hergestellt werden können. In der reifen Frucht verschwindet nach und nach die Milch, und der Kern erhärtet sich. Nach etwa zehn Monaten werden die ausgewachsenen Nüsse geerntet, der Kern roh gegessen, zerrieben bei Currygerichten verwendet, oder auch Oel aus den Kernen gekocht. Einen grossen Handelsartikel bildet ferner das in der Sonne oder auf künstlichem Wege getrocknete Fleisch der Kerne, das in Mühlen unter Pressen weiter bearbeitet wird und als Copra auf den Markt kommt. Etwa zwei Drittel des Gewichts werden an Oel daraus gewonnen und der zurückbleibende Oelkuchen, »Poonac« genannt, bildet ein wertvolles Kraftfutter für Vieh und Geflügel. Das Oel wird noch gelegentlich zu Beleuchtungszwecken, aber in der Hauptsache als Pflanzenfett in der sog. Kokosnussbutterfabrikation oder zur Seifenherstellung verwendet. Auch für Kerzen wird Kokos-Stearin viel gebraucht, bei dessen Herstellung das flüssige Oleïn als Nebenprodukt gewonnen wird.

Einen besonderen Exportartikel bildet auch getrocknete Kokosnuss, d. h. der in Scheiben geschnittene Kern, dem ein Teil des Oels durch Pressen entzogen ist.

Damit sind aber die Verwertungsmöglichkeiten noch lange nicht erschöpft, insbesondere wird das Blätterkleid der Palme zum Decken der Dächer, zum Flechten von Matten und Körben benützt, die Stengel und Mittelrippen werden als Gartenzäune, Besen, Zug- und Tragjoche und dgl. verwendet. Der Stamm liefert Holzbalken und Sparren. Man höhlt ihn auch aus und verbindet ihn mit einem

zweiten, der als Ausleger dient. Mast, Segel und Takelage vervollständigen das Ganze zu einem seetüchtigen Fischerboot (vgl. Tafel 46 und 47). – Die Knospe vom oberen Ende des Stammes, »Kokoskohl« genannt, gibt ein vortreffliches Gemüse und wird auch zu Büchsenkonserven verarbeitet.

In der Blütezeit liefert auch der Blütenstand der Kokospalme beim Anschneiden den sog. Toddy, der reichlich Zucker enthält. Eingedickt wird daraus der gute Palmzucker gewonnen. Toddy liefert durch Destillation Arrak oder durch (weitere) Gärung Essig.

Die Kokospalme, die in Ceylon das ganze Meeresufer umsäumt* und auch in grösseren Pflanzungen entlang der Kandy-Eisenbahn gezogen wird, dürfte dort einen jährlichen Ertrag von etwa einer Milliarde Nüssen liefern, wovon etwa die Hälfte in Ceylon verbraucht wird. Der Export an unverarbeiteten Nüssen geht hoch in die Millionen.

Für den Ceylonreisenden ist eine andere Pflanze, die auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit mit Palmen zeigt, als angenehmer Fruchtbaum wichtig, die Banane, von den Engländern Plantain genannt (Musa sapientum). Sie gehört in die Familie der Musaceen, ist eine niedrige, rasch wachsende, krautige Pflanze, deren Scheinstamm von den saftreichen Blattstielen gebildet wird. Nach etwa 18 Monaten bringt sie einen unter seinem eigenen Gewicht sich neigenden Blütenstand hervor. Aus den Blütentrauben entwickeln sich schnell die fingerartig gruppierten Früchte, die jedem von uns wohlbekannt sind. Die Banane ist ausserordentlich nahrhaft, und der Baum, der auf gewöhnlichem Boden bei genügender Feuchtigkeit und Bewässerung gut fortkommt, bringt (an Gewicht) bei gleichem Areal mindestens den tausendfachen Ertrag von Weizen und den vier- bis fünfhundertfachen von Kartoffeln hervor. Heisses und feuchtes Klima oder trockene, aber wohl bewässerte Gegend gelten ihm gleich. Die Fortpflanzung geschieht, da die Frucht samenlos ist, durch Setzlinge oder auch Wurzelschosse, die man aber auf den Plantagen die Anzahl von 5–6 nicht überschreiten lässt. Jeder Stamm, der einmal Frucht getragen hat, stirbt ab, und ein anderer tritt an seine Stelle. Die Mutterpflanze reicht auf diese Weise für mehrere Jahre aus. Die Anpflanzung hat zu einer Menge von Abarten geführt, deren beste Suvandäl und Kolikuttu heissen.

Die Bananenfrucht bietet, in ihrer Schale verkauft, stets eine reinliche und sehr angenehme Speise, die in der tropischen Küche eine grosse Rolle spielt. In Butter

* Die Bepflanzung des vorher öden Küstenstrichs südlich von Colombo mit Kokospalmen geht auf den holländischen Gouverneur van Imhoff zurück, der sie 1740 befahl und im Frondienst durchführen liess. (Arunachalam, S. 59.)

gebackene, süsse Bananen sind ein schnell hergestelltes, wohlschmeckendes, nahrhaftes und überaus bekömmliches Essen, während die rohen Früchte selbst bei Darmkrankheiten vielfach ohne Bedenken gegeben werden.
Ausser den genannten Pflanzen finden sich in Ceylon noch ausserordentlich viele eingeführte Arten, wie sie sonst wohl kaum auf der Erde zusammen angetroffen werden, Java vielleicht ausgenommen. Der berühmte botanische Garten von Peradeniya gibt auch von diesen einen geradezu überwältigenden Eindruck. Namentlich ist auch bei diesem (wie bei dem schon genannten Hakgala-Garten) die dauernde Abwechslung von Wasser und Land, fliessenden Bächen, Seen, Felspartien, Wiesengründen besonders reizvoll.
Dort wächst auch in dem sog. Dendrocalamus giganteus, dem Riesenbambus (Tafel 18 und 19), die grösste Grasart der Welt; sie ist zwar aus Birma eingeführt, hat aber im gewöhnlichen Bambus, Bambusa vulgaris, bereits einen stammverwandten Vorgänger im Lande gehabt. Der Halm des Riesenbambus erreicht eine Höhe von über 30 m und eine Stammdicke von ca. 25 cm, während die gesamte, aus vielen dicht zusammenstehenden Stämmen bestehende Pflanze 10 und mehr Meter Durchmesser erreicht. Die Verwendung des Bambus ist eine ähnlich vielseitige wie die der Kokospalme, von dem aus frischen Sprossen hergestellten, spargelartig schmeckenden Gemüse bis zu den das Dach des Hauses tragenden Pfosten und Sparren, wozu sich die Halme vortrefflich eignen. Dabei ist der Bambus eine überaus rasch wachsende Pflanze – ein Maximum von 90 cm in 24 Stunden ist festgestellt –, die in ganz Süd- und Ostasien fortkommt und mit ihrem feinen Blätterkleid und den sich knarrend aneinander reibenden Stämmen schon bei leisem Wind einen immer belebten Eindruck macht.
Von den wunderbaren fleischfressenden Pflanzen des Gartens, von den Orchideen und andern Herrlichkeiten, wie der Victoria Regia, der Königin der Wasserrosen, kann hier nur in einem Wort die Rede sein, und auch die Tierwelt des Gartens kann nur gestreift werden: die merkwürdigen, fälschlich von Fremden oft »Chamäleon« genannten Eidechsen (Calotes-Arten), über deren Körper wie Lichtschatten die verschiedenen, ineinander übergehenden Farben vom brennenden Rot bis zum leuchtenden Gelb und Grün hinüberziehen, die fliegenden Hunde, die mit lärmendem Kreischen abends die hohen Bäume oder Bambuspflanzen verlassen und Nahrung suchend durch die Luft flattern, die zahllosen Vögel, deren Gesang man immer wieder mit Vergnügen lauscht, und dann solche eigenartigen Seltsamkeiten wie das fliegende Eichhörnchen, das bewegungslos den Gleitflug mit seinen ausgespannten Flughäuten lange vor den menschlichen Segelfliegern zu üben gelernt hat; schliesslich noch die Fülle der Käfer, Kerbtiere und zahlloser Schmetterlinge in leuchtenden Farben. Auch unangenehme Gäste beherbergt der

Garten. Das sind bei Feuchtigkeit vor allem die wie kleine Spannerraupen an den Stiefeln und Gamaschen in die Höhe kletternden Blutegel. Hie und da sieht man vielleicht auch einmal eine Schlange – sie begegnen einem aber selten, so dass sie den herrlichen Genuss dieses Wundergartens auch einem ängstlichen Gemüt kaum je ernstlich trüben dürften.

IV.
VON DER TIERWELT CEYLONS, VOR ALLEM VOM ELEFANTEN

Von allen Tieren der Insel steht keines in bezug auf seine Fähigkeiten dem Menschen so nahe wie der Elefant, Elephas indicus (Tafel 22–25). Wir wollen uns hier nicht dabei aufhalten, dass der Name dieses Tieres, der in alle Weltsprachen übergegangen ist und vom griechischen „elephas" sich herleitet, anscheinend noch keine Erklärung erfahren hat, die allgemein befriedigt.

Der indische Elefant ist kleiner als der afrikanische, aber zweifellos von edlerem Bau. Vermutlich verdankt er dem Umstand, dass er nicht wie der afrikanische grosse und starke Stosszähne hat, dass er der Ausrottung noch nicht so nah ist. In Ceylon soll allerdings unter dem Einfluss fortschreitender Kultur des Landes die Anzahl dieser edlen Tiere dem allmählichen Untergang entgegengehen. Es gibt aber noch beträchtliche Urwald- und Dschangelstrecken in Ceylon, die der Elefant in Freiheit bewohnt, nicht nur in den Horton Plains, sondern auch in drei besonderen Reservationen, dem Yala Sanctuary an der Südostküste der Insel, dem Will Pattu Sanctuary zwischen Anuradhapura und der Portugalbai, 1903 eingerichtet, und einer dritten Wildschonung etwas südlich von Sigiri und Polonnaruva. In diesen Schutzgebieten bewegen sich die Tiere völlig frei, dürfen nicht gejagt werden und pflanzen sich dort noch fort. Der Elefant liebt – obwohl ein Tier der Tropen — nicht die heisse Sonne, sondern sucht stets den Schatten und womöglich das Wasser auf.

Wie über alle grossen wehrhaften Tiere ist auch über die Elefanten sehr viel Uebertriebenes gesagt und verbreitet worden. Ihre grösste Schulterhöhe übersteigt höchst selten drei Meter. Ihre Fähigkeit Lasten zu tragen ist für längere Strecken auf höchstens 350 kg zu veranschlagen, namentlich wenn es sich nicht um Märsche auf gebahnten Wegen handelt. Vorübergehend ist ein Elefant natürlich in der Lage, das Doppelte und mehr zu tragen oder als Last in die Höhe zu heben. Seine Haut, die so dick und widerstandsfähig erscheint, ist aber gegen Fliegenstiche im allgemeinen und ganz besonders an leichten Scheuer- oder Druckstellen, bei dem fehlenden Schutz einer Behaarung, sehr empfindlich. Sie ist bei mangelnder Pflege äusserst langwierigen Eiterungen ausgesetzt, unter denen die kostbaren Tiere sehr zu leiden scheinen. Ueberhaupt ist der Elefant, obwohl ein Dickhäuter, doch nichts weniger als »dickfellig«. Es dauert Monate, manchmal Jahre, bis die beim Einfangen und ersten Festbinden (an Bäumen) empfangenen Druckstellen und Verletzungen, vor allem der Füsse, geheilt, und noch viel länger, bis die Empfindlichkeit, die zurückbleibt, behoben ist. Ein brauchbarer »Beschlag«

für die schweren Tiere ist bisher nicht gefunden. Einstellen in fliessendes Wasser oder feuchten Lehm lieben sie sehr, weil sie solcher Abhärtung bedürfen gegen die für sie, wie für Rindvieh, sehr gefährliche und ansteckende Maul- und Klauenseuche, die auch in Ceylon hie und da grassiert. In Freiheit pflegt der Elefant sich gern im Morast zu wälzen, um seiner Hauptquälgeister, der Stechmücken, ledig zu werden. Auch badet er sehr gern, wobei er sich manchmal vollkommen ins Wasser legt und nur den Rüssel herausstreckt, um Atem zu holen. Der Ceylonbesucher wird in der Nähe von Kandy bei Katugastota die Elefanten eines der singhalesischen Häuptlinge oder auch Tempelelefanten mit Vergnügen haben baden sehen. Bei solcher Gelegenheit sind auch die Tafeln 22–25 aufgenommen.

Obwohl der Elefant so plump erscheint, bewegt er sich doch überaus gewandt im Gelände. Er ersteigt hohe Berge an Stellen, die beispielsweise ein Pferd niemals erklimmen könnte. Es wird versichert, dass selbst der Adamspik gelegentlich von Elefanten besucht wurde. Es ist schon mehrfach von Lieblingsfutterpflanzen des Elefanten die Rede gewesen, der Nillu-Pflanze, jungen Kokospalmen und dgl.; auf der Suche nach solchen überwindet der ungeschlachte Riese grosse Steigungen und Hindernisse und legt weite Strecken zurück. Auffallend bleibt es, dass er sich anscheinend manchmal durch ein einfaches Gartengeländer oder eine dichte Umzäunung von dem Besuch von Anpflanzungen abhalten lässt. An besonders ausgesetzten Stellen, z. B. für Reisfelder, werden Wächter verwendet, die bei Nacht mit Feuerbränden und Lärm, bei Tag mit Schüssen und Geschrei das Grosswild zu verscheuchen suchen.

In der freien Wildbahn oder wo sonst eine Elefantenherde einbricht, haust sie gleich ganz furchtbar. Zweige bis zu Armesdicke bricht der Elefant ohne weiteres ab und verzehrt das Laub, manchmal auch die Rinde; man hat im Kot des Elefanten schon etwa 15 cm lange und 5 bis 8 cm dicke Holzstücke gefunden, so dass man entnehmen kann, dass er auch vor den härteren Teilen seines Futters nicht zurückschreckt.

Der Elefant hat im Ober- und im Unterkiefer nur je einen Zahn, rechts und links, der sich je alle drei bis alle sechs Jahre erneuern soll, und zwar dadurch, dass an Stelle des nach vorne rückenden sich verkleinernden alten Zahnes ein neuer aus dem Kiefer hervorkommt. Die Stosszähne dienen dem Elefanten dazu, abgeknickte Palmbäume, die er mit einem Vorderfuss festhält, aufzuspalten, um zu dem Mark zu gelangen. Verfügt er über keine Stosszähne, so zertritt er den Baumstamm und zerknickt ihn. Natürlich dienen die Stosszähne, die sog. »tusks«, dem Elefanten auch als Waffe, so dass einem gut bewehrten männlichen Elefanten gegenüber die andern Mitglieder der Herde nicht aufkommen können.

Die Frage, wieviel Elefanten es wohl noch auf Ceylon gibt, beantwortet der bekannte John Hagenbeck aus Colombo mit »etwa 2000«; in Uebereinstimmung damit befindet sich die Angabe, dass die Tage der Elefanten auf Ceylon trotz aller Reservationen und erhöhten Schussgeldes doch leider wohl gezählt sind.
Früher war die Ansicht verbreitet, dass sich der Elefant nur in Freiheit, nicht aber in Gefangenschaft paare und vermehre.
Diese Angabe muss als irrtümlich bezeichnet werden. Jedoch scheint für die in der Gefangenschaft verminderte Vermehrung der Elefanten ein anderer Grund vorzuliegen, und dieser ist wirtschaftlicher Art. Der Elefant bedarf, abgesehen von ca. 3 bis 4 Mann als Führer (1) und Pfleger bzw. Futterbesorger (2 bis 3) zu seiner Gesunderhaltung einer ganz gewaltigen Menge hochwertigen Futters, und die für die regierungsseitig gehaltenen Tiere ausgesetzten Rationen waren – jedenfalls früher – ohne Zweifel nicht ausreichend, sondern liessen sie nur mehr oder weniger eben das Leben fristen; so z. B. starben (nach Tennent) von 138 in Gefangenschaft geratenen Elefanten zwölf im ersten Jahr.
Die maschinellen Hilfsmittel der Jetztzeit haben, namentlich in den grossen Sägemühlen, wo die Elefanten zum Heranschaffen und Aufstapeln von Baumstämmen vielfach Verwendung fanden und dabei mit ihrer gravitätischen Arbeitsweise stets einen sehr anziehenden Anblick gewährten, das Betätigungsfeld der Tiere sehr eingeschränkt und ihre Haltung unwirtschaftlich gemacht. Immer mehr wird der Elefant zum Luxus- und Repräsentationstier der Fürsten und Reichen oder auch der Tempel, bei deren Festen er mitwirkt.
Es ist schon eine im alten Indien befolgte Tradition, dass bei feierlichen Aufzügen, z. B. den »Darbar« genannten Huldigungsfesten, der mit prachtvollen Decken geschmückte Elefant den fürstlichen Thron mit dem Herrscher zu tragen hat. Und bis in die jetzige Zeit hinein füllt der riesige letzte Vertreter der urweltlichen merkwürdigen Tierklasse diese Stelle aus, so bei dem letzten derartigen Riesenfest, das 1911 in Delhi vor dem englischen Königspaar stattfand. Auch beim »Perahera«-Fest, allährlich im August in Kandy, wirken Elefanten mit.
Der Elefant ist sehr gelehrig; diese Tatsache unterliegt keinem Zweifel. Gutmütig, aufmerksam und geduldig unterwirft er sich den leisesten Anordnungen, Winken und Zeichen des ihm auf dem Nacken sitzenden Mahaut, der mit seinem mit einem Haken versehenen kurzen Stab auch eindringlichere Winke zu geben in der Lage ist. Für die Aufmerksamkeit des Tieres ist der Bericht ein ergötzliches Beispiel, den der oben genannte John Hagenbeck von einem Elefanten gibt, der die Schläge der Uhr auf dem Arbeitsplatz sehr gut zu zählen wusste und daher, sobald die Feierstunde schlug, wo er auch stand, die Arbeit niederlegte und sich dem Gehege zuwandte, wo er sein Futter erhielt oder suchen konnte. Zu weit geht

aber zweifellos, den Elefanten im allgemeinen als ein besonders kluges Tier zu bezeichnen. Dagegen spricht, dass er – dessen Auge und Ohr nicht scharf sind, nur der Geruchsinn ist hervorragend – in Indien vielfach in Fallgruben gefangen wird, und dass man auch beim Elefantenfang, wie ihn schon Baldaeus 1672 in seinem Werk »Beschreibung des Kaiserreichs Zeylon« schildert, doch recht plump zu Werk geht. Namentlich muss sich die Kette der Treiber, bei Tag mit Trommeln und Lärm, bei Nacht mit Feuern, immer darauf verlassen, dass die geängstigten Waldesriesen eher fliehen, als ihre gewaltige Kraft zur Anwendung bringen.
Eigenartig ist, dass als Führer einer Elefantenherde meist ein Weibchen fungiert, während z. B. auf dem Marsch ein Männchen den Nachtrab sichert. So erzählt John Hagenbeck von einem »Elefantenkraal« (d. h. einem Elefantenfang), wobei die wilde Elefantenherde in ein eingezäuntes starkes Gehege hineingetrieben wird, wie die Herde von einem ungewöhnlich grossen Elefantenweibchen geführt wurde, dem es schon mehrfach geglückt war, durch die Treiberkette durchzubrechen. Es blieb damals nichts anderes übrig, als diese tüchtige Führerkraft abzuschiessen. Aber auch dann gelang es nicht, der sofort von einem andern Elefanten geführten Herde vollständig habhaft zu werden, weil ein Teil trotz aller Umsicht auch da wieder entkam.
Etwa alle $2^1/_2$ bis 3 Jahre werfen die Elefantenweibchen ein Junges; in solchem Falle soll die Herde sich angeblich zwei Tage an einer Stelle aufhalten, da erst nach dieser Zeit das Junge der Mutter unmittelbar zu folgen vermag. Ein »Elefantenbaby« ist bei der Geburt etwa 90 cm hoch, vielfach auf Kopf und Schultern ziemlich reich behaart und wiegt die Kleinigkeit von 90 bis 100 kg; es fängt sofort an zu saugen, hält sich überhaupt zunächst immer unter der Mutter auf, der es so auch bei stärkerer Gangart folgt. Beim Durchschwimmen grösserer Flüsse sollen ältere Junge auch auf dem Rücken ihrer Mutter den Uebergang bewerkstelligt haben. Jedenfalls stützt die Alte bei solchen Gelegenheiten immer das Kleine mit dem Rüssel. Gelegentlich soll das Vorkommen von Elefanten-Zwillingen beobachtet worden sein.
Auch in der Geschichte spielt der Elefant eine nicht unbedeutende Rolle. Es scheint nicht ganz sicher zu sein, dass schon die alten Assyrer Elefanten gekannt und dass die gewaltigen Tiere bis zum Taurus hin ihre Verbreitung gehabt haben. Aber es ist aus den Punischen Kriegen jedem von uns geläufig, dass Hannibal mit einer ganzen Reihe von Schlachtelefanten die Alpen überschritt, wobei die oben erwähnten bergsteigerischen Fähigkeiten der Elefanten auf eine harte Probe gestellt wurden. Im Kriege bediente man sich auch auf Ceylon der Elefanten; der Erbauer der Feste von Sigiri z. B. leitete die letzte Schlacht seines Lebens von dem Rücken seines Kriegselefanten. Im Mahavamsa werden auch Namen von

berühmten Elefanten überliefert. Der Staats- und Kriegselefant Dutthagamanis z. B. (2. Jahrhundert v. Chr.) hiess Kandula. Die kriegerische Rolle der Elefanten, für die sich natürlich aus der indischen und ceylonesischen Geschichte noch manches anführen liesse, ist heutzutage völlig ausgespielt. Nur auf der Jagd, z. B. auf den Königstiger im festländischen Indien, finden die Dickhäuter noch eine nicht ganz unähnliche Verwendung.

Aber in anderer Weise haben sich schon lange der Volksgeist und die Religion des Tieres bemächtigt. Ganesha, der Gott der Weisheit bei den Hindus, wird mit einem Elefantenkopf dargestellt, z. B. steht im Tempel in Madura in Südindien eine berühmte stets blumenbekränzte, ölglänzende Granitfigur dieses Gottes. Aber auch der so viel höher stehende Buddhismus hat es sich gefallen lassen müssen, dass der Elefant in der Legende eine Rolle spielt. So nimmt Buddha, als er im Tushita-Himmel den Entschluss fasst, auf Erden geboren zu werden, die Gestalt eines weissen Elefanten an, um sich in den Leib seiner Mutter Maya zu begeben; eine Gandhara-Skulptur im Museum für Völkerkunde in Berlin stellt diese Legende in aller Naivität dar. Es kann hier nicht weiter auf die Rolle des Elefanten eingegangen werden, die er im Buddhismus spielt, es sei nur noch an das interessante, einen Elefantenfries darstellende Fresko im Felsentempel von Aluvihara (bei Matale nördlich von Kandy) erinnert, über welchem an der Wand eine Darstellung der buddhistischen Hölle gemalt ist.

Der in Hinterindien, in Birma und namentlich in Siam, so hoch verehrte weisse Elefant, dessen Farbe jedoch meist von Weiss ziemlich abweicht, kann höchstens als ein mehr oder weniger vollkommener Albino angesprochen werden; er ist, soweit auf Ceylon die Erkundigungen reichten, dort als solcher nicht vertreten.

Mit dem Elefanten, über dessen Jagd so viel geschrieben worden ist, dass der Leser hier nur auf die Jagdliteratur verwiesen werden kann, teilen in Ceylon die freie Wildbahn noch einige kurz zu erwähnende jagdbare Tiere. Da ist vor allem der wilde Büffel, der aber nur noch im unwegsamsten Dschangel oder im trockenen Südosten der Insel vorkommt. Der auf allen Feldern sichtbare Büffel ist ein gezähmter Abkömmling von ihm. Wenn ihn auch jedes Eingeborenenkind leiten kann, so ist er doch vom Europäer zweckmässig zu meiden, da er – übrigens ebenso wie der Elefant – gegen ihm nicht Vertraute misstrauisch und gelegentlich gefährlich wird. Oft sieht man die zahmen Büffel in kleinen Weihern und tieferen Wasserlachen liegen, wo sie nur mit der oberen Kopfseite herausragen.

Der neben dem Büffel verwendete Zebuochse, der die Stelle des Wagenpferdes vertritt und mit einem vor seinem Buckel aufgelegten Joch oder Geschirr das Hackery (Tafel 29) oder den grossen zweiräderigen Karren mit dem Palmblattdach zieht, den man in Colombo häufig sieht, ist eine nur zahm vorkommende

Milch- und Zugviehrasse der Insel. Die Fellfarbe ist weiss oder hellgrau, stellenweise mit merkwürdigen auf den Schenkel oder die Schulter aufgebrannten Eigentümermarken oder auch Schutzzeichen gegen Krankheit und Zauberei.

Der ceylonesische Bär ist klein und schwarz. Er soll, nur wenn überrascht, den Menschen angreifen. Hauptsächlich lebt er in den niedrigen und trockenen Gegenden des Nord- und Südostens, nährt sich im wesentlichen von wildem Honig, Wurzeln und Früchten, jedoch liebt er auch gelegentlich Ameisen und Termiten anzugreifen. Die Furcht der Singhalesen vor dem Bären soll noch immer gross sein, obwohl er selten geworden ist, weil Bären manchmal die Wasserstellen aufsuchten und die wasserholenden Frauen erschreckten.

Im Ceyloner Hochland lebt ferner noch der Leopard. Er wird oft in Fallen gefangen, in denen eine Ziege als Köder angebunden wird. Im übrigen ist er ein erbitterter Feind der Jagd- und Hetzhunde, mit denen z. B. auf den Horton Plains gejagt wird, und lauert diesen treuen Gehilfen des Weidmanns im Busch auf. Nur wenn gleichzeitig und in grosser Anzahl gegen ihn losgelassen, vermögen die Hunde ihn auch wohl zu stellen; aber dann ist der Abschuss schwierig, da man befürchten muss, einen Hund zu treffen.

Ceylon verfügt noch über weiteres reizvolles Jagdwild in seinen fünf Hirscharten. Der sog. Axishirsch, der mit der Decke des Damhirschs die Geweihform (Stangen, nicht Schaufeln) des Edelhirsches verbindet, und der sog. Sambar (unrichtigerweise auch Elk genannt), eine dunkle Hirschart mit schönem grossem Geweih woran nur die, regelmässig drei nicht übersteigende, geringe Sprossenanzahl auffällt. Der Axis ist hauptsächlich im Tiefland, der Sambar auch, und zwar als besonders schönes Wild, auf den Höhen von Nuvara Eliya anzutreffen, wo er mit Hunden gehetzt wird; im Unterschied aber vom englischen staghunting, der zu Pferde betriebenen Hirschjagd (z. B. in North-Devon und Somerset), gehen in Ceylon die Jäger dabei zu Fuss.

Die drei andern Hirscharten sind der Rothirsch oder Muntjac, der Schweinshirsch und schliesslich das Zwergmoschustier, das nur von Hasengrösse und auch in Deutschland von den zoologischen Gärten her wohlbekannt ist.

Unter den Affen von Ceylon verdient hauptsächlich der ziemlich grosse Vanduruaffe, der ungeheuer gewandt von Baum zu Baum springt, Erwähnung; er ist nach Tennent eine Schlankaffenart, nicht der in Indien heimische Bartaffe. In Anuradhapura ist der Makak (Macacus pileatus) häufig, besonders beim heiligen Feigenbaum, von dem weiter unten noch die Rede sein wird.

Ein für die Felder sehr unangenehmer Besucher ist das Stachelschwein, das darin im Vertrauen auf sein gegen Hunde schützendes Stachelkleid ungeniert gewaltigen Schaden anrichtet. Die Stacheln finden vielfach in der ceylonesischen Haus-

industrie als Verzierungsmaterial Verwendung, wenn sie auch nicht so künstlerisch schön und vollendet verarbeitet werden, wie dies in Nordamerika von den Indianerinnen zur Zeit Lederstrumpfs geschah.

Ceylon und Indien eigentümlich ist ferner der Mungo (Herpestes Mungo); das dem Ichneumon ähnliche, kleine, äusserst bewegliche Tierchen ist in vielen Bungalows eine Art von Haustier; auch ist es der unzertrennliche Begleiter der Schlangenbändiger. Seine ausserordentliche Gewandtheit erlaubt ihm in Verbindung mit der bekannten Unempfindlichkeit gegen Schlangengifte über die gefürchtetsten Tiere von Ceylon, die Giftschlangen, Herr zu werden. Es geht mit der überraschendsten Unerschrockenheit jeder Giftschlange zu Leib. Die Schlangenbändiger lassen auch häufig einen Mungo mit einer ihrer Schlangen gegen Geld kämpfen, wobei regelmässig die Schlange erledigt wird.

Was nun die Giftschlangen von Ceylon angeht, so erzählen fast alle, namentlich ältere Bücher über die Insel mit Ausführlichkeit von ihrer gefährlichen Verbreitung und den mit ihnen erlebten Abenteuern. So ist die Furcht vor Schlangen in Ceylon bei allen, die nicht dort gewesen sind, so eingewurzelt, dass man einem Ceylonreisenden kaum glaubt, wenn er versichert, dass ihm auch auf weiten Spaziergängen und beim Besuch der Ruinenstätten nur in ganz vereinzelten Fällen eine Schlange zu Gesicht gekommen ist und sich dann schleunigst zurückgezogen hat. Es ist Tatsache, dass die Schlangen im allgemeinen den Menschen meiden. Die Tic-Polonga (singh. Titpolonga), eine Viper, deren Biss in kürzester Frist tödlich ist, und die Cobra, die Brillenschlange, sind die bekanntesten und gefährlichsten; der letzteren bedienen sich meistens die Schlangenbändiger bei ihren Vorführungen. Es dürfte übrigens doch wohl eine Sage sein, dass die Schlangen »tanzen«, d. h. nach dem Takte der Musik ihren Kopf hin- und herwiegen; ich möchte wenigstens eher glauben, dass es wohl mehr das im Takt der Musik von dem hockenden, die Flöte blasenden Schlangenbändiger hin- und herbewegte Knie war, was die Schlangen veranlasste, mit aufmerksamem Auge und Hin- und Herwiegen des Kopfes der »Musik« zu folgen. Schlangen sind wohl mehr Augen- und Nasen-, als Ohrentiere. Sie ergänzen diese Sinne durch die als Fühler dienende Zunge.

Die am häufigsten in Ceylon vorkommende Schlange ist die Rattenschlange (Zamenis mucosa), ein ziemlich 2 m langes, bei Tage träges und überhaupt völlig harmloses Tier, das sich nachts mit anerkennenswertem Eifer, z. B. in den Regierungsrasthäusern und Bungalows, der Rattenjagd hingibt. Von der ebenfalls nicht giftigen, aber wegen ihrer Länge und Stärke gefürchteten Riesenschlange (Python molurus) erzählen die Herren Drs. Sarasin in ihrem grossen grundlegenden Werk über Ceylon folgendes eigene hübsche Erlebnis:

»In dichtem Buschwerk stiessen wir auf einen kuppelförmigen, abgerundeten Gneis-

felsen, wie sie im Niederland von Ceylon so häufig vorkommen; er war einige zwanzig Fuss hoch und bot uns eine bequeme Gelegenheit, etwas auszuruhen. Oben angekommen, bemerkten wir, dass der Felsen an einer Stelle, etwa in der Mitte seiner Höhe, ein kleines Becken bildete, welches mit Regenwasser angefüllt war. Da dessen Oberfläche Wasserlinsen in geschlossener Decke überzogen, lief der eine von uns hin, um nach kleinen Wassertieren zu suchen. Da bemerkte er, zwischen den Linsen wenig hervorragend, ein Geschöpf, welches er zuerst für eine Kröte zu halten geneigt war. Als er sich, kurzsichtig wie er war, bis auf etwa anderthalb Fuss dem fremdartigen Gegenstand genähert hatte, trat aus demselben plötzlich eine zweigespitzte Zunge hervor, und er gab sich als der Kopf eines Python zu erkennen, welcher hier, im Wasser unter dichten Wasserlinsen wohl verborgen, auf Beute lauerte. Der Betreffende prallte erschrocken zurück, und mit einem Schusse zerschmetterten wir den Kopf des Tieres. Nun geriet der kleine Tümpel in ungeheure Bewegung; das Wasser wallte über den Felsen hinab, und der bunte, fast schenkeldicke Leib der Schlange kam mehrmals zum Vorschein. Auf einen zweiten Schuss hin liessen die Bewegungen nach, und wir zogen das nun verendete und nur noch wenig sich bewegende Tier aus dem Tümpel heraus auf den Felsen hin. Prächtig erschien die braune, mit dunkeln Ringen wie ein Pantherfell geschmückte und mit blauem Schimmer überstrahlte Haut des riesigen Tieres; seine Länge betrug 372 Zentimeter oder ca. zwölfundeinhalb Fuss; der stärkste Umfang des nüchternen Tieres mass 33 Zentimeter. Da das Herz, trotzdem dass der Kopf völlig zerschmettert war, noch nicht stillstand, spritzte das dunkle Blut in rhythmischen Strahlen aus den geöffneten Schlagadern des Halses hervor und rieselte reichlich über den grauen Felsen hinunter. Dann hoben wir das noch leise sich bewegende Tier mit einiger Mühe auf und wickelten es dem starken indischen Kuli, welcher uns begleitete, um den Nacken; dieser blieb, wenn es sich wieder leise zu bewegen anfing, jeweils stehen, sah sich nach uns um und lächelte verlegen, trug aber geduldig, wenn auch mit Mühe, die bunte Last nach unserem Lager. Dass wir seine aussergewöhnliche Leistung entsprechend belohnten, war selbstverständlich. Einen geeigneteren Ort als den klaren Wassertümpel auf freiem Felsen hätte die Schlange gar nicht wählen können, um ein kleines Wild, wie z. B. einen Hasen, eine Meninna oder einen Affen zu erbeuten; zugleich lag sie wonnig im kühlen Wasser und durch die Decke der Wasserlinsen wohl geschützt vor den glühenden Strahlen der Sonne.«

Es bleiben nun noch zu erwähnen die Eidechsen, die Schildkröten und die Krokodile. Zu ersteren gehören die kleinen, unter dem Namen Schönechsen (Calotes) bekannten, von den Fremden aber meist unrichtigerweise wegen ihrer Farbenveränderung Chamäleon genannten Tiere, die z. B. in Peradeniya anzutreffen

sind. Ausser ihnen aber noch zwei sog. Varane, Varanus salvator und Varanus bengalensis, die merkwürdigerweise nicht auf dem indischen Festland, wohl aber in Birma vorkommen. Ersteren nennen die Singhalesen Kabaragoya, letzteren Talagoya. Der Kabaragoya ist graubraun mit gelben Flecken, der Talagoya grau mit ebensolchen; sie werden etwa 2 m lang, obwohl so grosse Exemplare natürlich wenig vorkommen. Insbesondere südlich von Colombo in dem regenreichen Bezirk von Ratnapura und Udugama sind die Tiere nicht selten. Sie nähren sich von Mäusen und Insekten, sind vollkommen harmlos – ausser, wenn sie Gelegenheit haben, als Eierdiebe sich zu betätigen. Wenn verfolgt, flieht der Kabaragoya ins Wasser, der Talagoya in irgendein Loch, einen alten Termitenbau oder dgl. Das Fleisch soll von den Eingeborenen sehr geschätzt sein und meist mit Curry zubereitet werden. Die Haut wird wie Schlangen- und Eidechsenhaut verwendet.

Ceylon und das umgebende Meer ist reich an Seeschildkröten, wenn es auch darin vom Golf von Bengalen, wie man z. B. am Strand von Puri besonders beobachten kann, vielleicht noch übertroffen wird. Im Museum in Colombo befindet sich ein präpariertes Exemplar einer, wie man erzählt, noch durch die Holländer nach Ceylon importierten kolossalen Landschildkröte, die angeblich über 200 Jahre alt geworden und erst vor etwa 15 Jahren eingegangen sein soll. Dem Besucher von Kandy fallen die in allen Grössen den See von Kandy bevölkernden Süsswasserschildkröten auf, die sich im Wasser sehr gewandt und drollig bewegen.

In Flüssen findet man manchmal starke gehegeartige Abtrennungen. Sie dienen zur Sicherung menschlicher Badeplätze gegen Krokodile, ähnlich wie vorgelagerte Klippen und Felsen an seichten Uferstellen geeignet sind, die Haifische fernzuhalten. Das Krokodil, dessen Hässlichkeit und Stumpfsinn, verbunden mit seiner Heimtücke, es keinem Menschen anziehend macht, hat einen einzigen, seltsamen Freund, es ist das ein kleiner Vogel, eine Regenpfeiferart, der sich sogar nicht davor fürchtet, in dem aufgesperrten Rachen des träge am Ufer in der Sonne liegenden Krokodils die kleinen Kerbtiere zwischen den Zähnen herauszuholen.

Wir verlassen jetzt die Tierwelt von Ceylon, so wenig ins Einzelne gehend der Ueberblick auch hatte sein können – die Vogel- und Insektenwelt konnte fast gar nicht berührt werden – und wenden uns den Menschen zu, die auf der paradiesischen Tropeninsel leben.

V.

DIE MENSCHEN CEYLONS, IHR LEBEN UND TREIBEN

Die Bevölkerung von Ceylon betrug im Jahre 1921 alles in allem (s. Statesman's Yearbook 1924, S. 108) 4 504 549 Seelen. Diese Bevölkerung ist sehr ungleichmässig über die Insel verteilt; am dichtesten ist die Westprovinz bevölkert, dann folgt die Südprovinz. Die geringste Einwohnerzahl weist die Zentral-Nordprovinz auf; hier entfällt auf den Quadratkilometer nur etwa ein Fünfunddreissigstel der Menschenzahl der Westprovinz. Bei einer Gesamtlandfläche von rund 65 600 qkm kommen also ca. 68,6 Einwohner auf den Quadratkilometer.

Nach der Menschenzahl sind folgende, in erster Linie rassenmässig verschiedene, Bevölkerungsteile zu unterscheiden (ohne Militär, Seeleute und andere Europäer):

die Singhalesen über 3 Millionen,
die Tamulen (Tamilen) stark 1,1 Millionen,
die »Moors« oder Moormen (Mauren) gegen 285 000,
die Burghers (Eurasier, Mischlinge) etwa 29 400,
die Malayen etwa 13 400,
die Wädda, Rodiya usw. zusammen etwa 26–27 000.

Von der Bevölkerung sind – Militär und Schiffahrttreibende ausgenommen – über 64 Prozent im Ackerbau, zwischen 10 und 11 Prozent in der Industrie und gegen 8 Prozent im Handel tätig. Die auf den Pflanzungen beschäftigte Bevölkerung, in der Hauptsache von Südindien herüberkommende Tamulen, bilden 12,5 Prozent der Gesamtbevölkerung. 13 Prozent der Gesamteinwohnerzahl werden als städtische Bevölkerung bezeichnet, wobei Colombo (1921) mit 244 163 Einwohnern über zwei Fünftel der gesamten städtischen Bevölkerung der Insel umfasst. (Siehe auch Seite 6.) So erklärt sich auch, dass dem in Colombo an Land gehenden Reisenden zunächst eine verwirrende Mannigfaltigkeit von menschlichen Gestalten auffällt, die sich ausserdem noch durch ihre Tracht, Berufs- oder religiöse oder Kasten-Abzeichen, die seltsam anmuten, unterscheiden und alle Schattierungen der Hautfarbe von schwarz oder dunkelschwarzbraun bis zu ganz heller Bronze aufweisen.

In Colombo befinden wir uns im Mittelpunkt des hauptsächlich von Singhalesen (Tafel 30–35) besiedelten West- und Südwestteils der Insel. Die auf dem Kopf durch einen halbrunden hufeisenförmig mit der Oeffnung nach vorne aufgesetzten Kamm ausgezeichneten Männer, meist mit wohlgepflegtem Haar und oft auch Bart, sind mehr oder weniger reinrassige Singhalesen des Küstenlandes. Die Frauen und die Hochland-Singhalesen tragen diese Kämme nicht. Beide Geschlechter aber haben meist das lange, häufig gewaschene und mit Kokosnussöl

reichlich gesalbte, schwarze Haupthaar am Hinterkopf geknotet. Sie tragen meist keine Schuhe; Männer und Frauen aber kleiden sich vielfach in den sog. Sarong, ein viereckiges Stück Tuch, das um den Leib und die Beine herumgeschlagen und an der Hüfte ineinander gesteckt wird; die Frauen den Oberkörper in ein Leibchen, die Männer jetzt leider meist in einen jackenartigen, farbigen europäischen Rock. Sie scheinen sonst die weisse Farbe zu bevorzugen. Die Singhalesen der gebildeten Kreise kleiden sich in der Oeffentlichkeit vielfach ganz europäisch, viele beginnen sich das Haar kurz zu schneiden.

Fast alle Angehörigen dieses Volkes zeichnen sich durch sanften Gesichtsausdruck, angenehme Züge, leichte Adlernase und nicht sehr wulstige Lippen aus. Die Hautfarbe ist ein helles Bräunlich bis Dunkelbraun. In der Jugend findet man bei beiden Geschlechtern sehr schöne, wenn auch – besonders im Niederland – etwas weich aussehende Menschen. Bekannt ist die Gegend von Moratuva, südlich Colombo, für hübsche Mädchen; sie finden vielfach in der Zimtindustrie, die dort eine besondere Rolle spielt, wie weiter unten erwähnt werden wird, Beschäftigung. Tafel 40 zeigt eine das Gesagte gut belegende junge Singhalesin.

Es gibt unter den Singhalesen auch sehr reiche Familien. Manche Posten, einige auch im höheren Gouvernementsdienst, sind mit Singhalesen besetzt; so soll unter anderen noch heute der Sohn der letzten Königin von Kandy, die in Madras vor etwa 20 Jahren ihr Leben beschloss, in einem Büro der Kolonialverwaltung – allerdings in ziemlich untergeordneter Stellung – tätig sein. Tafel 30 zeigt eine ältere singhalesische vornehme Dame in vollem Schmuck. Es ist mit der Schönheit bei den Singhalesinnen, die sehr frühreif, aber auch früh verblüht sind, wie bei den meisten dieser südlichen Völker, denen der Typus der schönen Matrone, wie ihn z. B. die mittel- und nordeuropäischen Völker kennen, fehlt. Dagegen gibt es sehr gut aussehende singhalesische Greise mit schönem weissem Bart und Haar.

Nach indischem Gebrauch werden die Ehen manchmal schon im kindlichen Alter von den Eltern arrangiert, und, wenn beide Teile das heiratsfähige Alter erreicht haben, geschlossen. Dieses liegt bei den Mädchen sehr früh.

Es wird im allgemeinen angenommen, dass die singhalesische Rasse arischer Abkunft ist, und zwar glaubt man, dass sie die Nachkommen eines aus Bengalen oder aus Nordwest-Indien (543 v. Chr.?) eingewanderten Volkes sind, das vielleicht mit mehr oder weniger regelmässig an Indiens Küsten südwärts auf Ceylon zu fliessenden Meeresströmungen segelte; darauf deutet sowohl ihre körperliche Erscheinung wie auch ihre Sprache. Sodann vermischten sie sich mit den Wädda bzw. deren Vorfahren und mit den Tamulen. Man kann sich beim Anblick der oft zarten Gestalten und der durchaus nicht soldatische Energie verratenden

Haltung der Männer nur schwer vorstellen, dass die Vorfahren dieser Menschen mit erbitterter Zähigkeit in jahrhundertelangem Kampf sich immer wieder gegen Einbrüche von Indien her und die kolonisatorischen Bestrebungen der Portugiesen (seit 1505), der Holländer (1602) und schliesslich der Engländer (1815) gewehrt und erst vor wenig mehr als 100 Jahren die letzten starken Stellungen in den Bergen aufgegeben haben.

Heutzutage haben aber die Singhalesen zweifellos in ihrer stillen, zurückhaltenden Art und ihrem starken Gefühl für das Schickliche einen sympathischen Zug, so dass man geneigt ist, eine gewisse Schlaffheit und Willensschwäche, mag sie nun mehr dem Klima oder der buddhistischen Religion zuzuschreiben sein, ihnen nachzusehen. Es ist dieser Zug auch als Entartung bezeichnet worden, aber man sollte mit derartigen Bezeichnungen, worüber die Gelehrten durchaus nicht einig sind, besonders vorsichtig sein.

Ausserordentlich anziehend sind bei den Singhalesen die wohlgeformten Hände und Füsse mit den feinen Gelenken; sie passen gut zu den abgemessenen ruhigen Bewegungen. Ferner sind eine oft gemachte, alte Beobachtung der Reisenden die hübsche Kopfhaltung und der schöne Gang, den die Singhalesen an sich haben.

Da die Singhalesen den Nasenschmuck, der den Europäer eher stört, nicht tragen, aber sonst Halsketten, Ohrringe, Finger- und Zehenringe, so steht auch nach unserem Geschmack einer vornehmen jungen Singhalesin die etwas ans portugiesisch-spanische erinnernde, Hals, Arme und Füsse freilassende, vielfach Kandy-Tracht genannte, Mode sehr gut; sie besteht aus weisser Spitzenwäsche, einem kleinen, ebenfalls mit Spitzen verzierten Jäckchen mit kurzen Aermeln und einem farbigen, oft seidenen Oberkleid, das in indischer Weise um Hüfte, Brust und Schultern geschlagen wird. –

In ihrer Verwaltung haben die Engländer den Grundsatz befolgt, die singhalesischen Ortsvorstände im Amt zu lassen. Tafel 31 zeigt den aus reichem weißen Spitzengewand, gestickter Jacke mit Puffärmeln und Gürtel und weissem Spitzenhalstuch bestehenden Anzug und den eigentümlichen, mit Silber auf rotem Samt bzw. weisser Seide gestickten Amtshut eines Ortsvorstands in Kandy. Aber die reichen Trachten sieht man selten.

Tafel 34 gibt einen armen singhalesischen Kuli wieder, der einen farbigen Sarong trägt, auch die Brust bedeckt und um den Kopf ein Tuch gewickelt hat, wie es übrigens der singhalesische Bauer des Binnenlandes auch gern trägt. Er stellt wahrscheinlich schon einen Mischtypus mit der tamulischen Rasse dar und ist in seiner »Kleidung« durch das Leben in einer Stadt – vielleicht sogar Hafenstadt – beeinflusst.

Das Klima und das schöne Braun der natürlichen Hautfarbe dieser Völker lassen

ein Bedürfnis nach bekleidender Bedeckung erst für ältere Menschen empfinden. Die gesund und kräftig aussehenden Gestalten, die z. B. Tafel 35 und 36 zeigen, sind auch ein durchaus in die tropische Umgebung passendes malerisches Element, dessen man sich mehr erfreut als der oft missglückten Anpassungsversuche an die unter anderen Breiten und Lebensbedingungen entstandene europäische Zivilisation.

Vor allem gilt das von Kindern; bis etwa zum 4. oder auch 6. Lebensjahr laufen sie nackt oder nur mit einer Hüftschnur bekleidet herum, folgen unermüdlich dem Wagen oder der Riksha des Reisenden und haben ein sicheres Gedächtnis für jeden, der ihnen auch nur einmal freundlich eine Kleinigkeit geschenkt hat. Im allgemeinen werden die Kinder in Ceylon, wie bei den meisten asiatischen Völkern, mit grosser Nachsicht und Freundlichkeit behandelt. Den in Indien und China infolge von Missernten oder anderen wirtschaftlichen Schwierigkeiten und krassem Aberglauben noch immer vorkommenden Kindermord, namentlich das Aussetzen kleiner Mädchen, findet man in Ceylon nicht.

Die Singhalesen sind im allgemeinen Buddhisten und sind in Kasten eingeteilt.

Eine eigentümliche Erscheinung im ceylonesischen Volksleben bilden die körperlich den Singhalesen einigermassen nahestehenden Rodiya, eine Kaste der Ausgestossenen, für die aber eine ausreichende Erklärung noch nicht gefunden ist. Ihre rassenmässige Verwandtschaft mit dem arischen Hauptvolk der Insel ist durch ausgeschlossene Singhalesinnen, die unter Verlust der Kaste zu Rodiya wurden, erklärbar. Sie sollen im Durchschnitt um ein geringes grösser und kräftiger sein als die Singhalesen. Erstaunliches ist von der Schönheit der Rodiya-Mädchen schon berichtet worden, was aber nicht jeder unvoreingenommene Reisende voll bestätigen kann (Tafel 41).

In den Tagebuchblättern und Reiseerinnerungen von Wilh. Geiger findet sich folgende hübsche Geschichte über die Entstehung der Rodiya, die aus dem Munde seines Rodiya-Gewährsmannes namens Ridivilliya aus Kaduganava bei Kandy stammt: »Der König Parakumba (Parakrama-Bahu) hatte eine Tochter mit Namen Namaratnawali. Dieselbe wurde wegen eines Vergehens vom Hofe ausgewiesen. Gegen das väterliche Verbot kehrte sie jedoch in den Palast zurück und redete im Hausflur einen Diener an, namens Rodda, der sich in ein Gespräch mit ihr einliess. Zur Strafe wurde auch Rodda mit der Prinzessin in die Verbannung geschickt. Die beiden begaben sich nach dem Hügel Mundagiri bei Kaduganawa, bauten sich hier eine Hütte und lebten als Mann und Frau; die Kinder, die aus dieser Ehe hervorgingen, waren die ersten Rodiyas.«

In früheren Zeiten war es unter anderen schwer demütigenden Einschränkungen den Rodiya verboten, angelegte Gärten oder Felder zu haben, alles musste bei

ihnen wild wachsen; der Bau regelrechter Hütten war ihnen untersagt, nur eine Art Schutzdächer war genehmigt, und schliesslich durften die Männer und die Frauen den Oberkörper nicht bekleiden. Alle diese Beschränkungen sind heutzutage wesentlich gemildert worden. Es kann auch seinen Eindruck nicht verfehlen, wenn die englische Regierung, die im allgemeinen viel für die Hebung des ganzen Landes tut, grundsätzlich keinerlei Kaste anerkennt und vor dem englischen Richter alle gleiches Recht finden. So ist auch die Isolierung der Rodiya lange nicht mehr, was sie einst war, und z. B. an den Frauen zu bemerken, dass sie meist ein Tuch um Hals und Brust legen, wenn sie auch nicht das Jäckchen der Singhalesinnen angenommen haben.

Sind schon Singhalesen niedriger Kaste ziemlich verwahrlost und schmutzig, so sind es die Rodiya ganz besonders. Vor allem sind sie auch in bezug auf die Auswahl ihrer Nahrung sehr wenig wählerisch; sie sollen geradezu alles, was einigermassen geniessbar ist, ohne Scheu zu sich nehmen, einerlei ob Landschildkröte, Eidechse oder schlechten Reis.

Dem Namen nach Anhänger des Buddhismus, sind die Rodiya doch noch mehr als die anderen Einwohner von Ceylon dem Aberglauben und der Dämonenfurcht unterworfen. Zauberei soll bei ihnen einen ziemlichen Einfluss üben. Als Bettler, Gaukler und Wahrsager verdienen sie, zur Erntezeit im Land herumziehend, die Mädchen als Sängerinnen und Tänzerinnen, ihren Unterhalt.

Schliesslich gehen auch die Prostituierten der Insel meistens aus den Rodiya hervor, und man hat den Umstand, dass manche Rodiya eine besonders helle Hautfarbe zeigen, diesem wenig ehrbaren Gewerbe zugeschrieben, das sie natürlich auch mit reisenden oder eingewanderten Europäern zusammenführt. Im allgemeinen versichern aber alle Besucher der Rodiya-Dörfer, dass sich deren Einwohner durchaus schicklich und anständig benehmen und in ihrer Zutraulichkeit und einem gewissen Frohsinn einen ganz zufriedenen Eindruck machen.

Ueber die Anzahl der Rodiya gehen die Ansichten sehr auseinander. Unter der alten ceylonesischen Regierung sollen sie sich einmal sehr stark vermehrt haben, aber es war damals nichts einfacher, als eine Anzahl von ihnen abzuschiessen. Heutzutage rechnet man mit ungefähr 1500–2000.

Ethnologisch ist die Herkunft der Rodiya ein Rätsel geblieben. Einmal ist auffallend, dass sie bei dauernder Ausgeschlossenheit aus den Singhalesen guter Kaste ein kräftigeres und schöneres Geschlecht darstellen als diese. Sie haben mit erstaunlicher Zähigkeit einige Merkmale, die sie von den Singhalesen unterscheiden, festgehalten. Mit den Wädda scheinen sie jedoch gar nicht verwandt zu sein. Auch eine Theorie, die sie als Nachkommen der im Mahavamsa erwähnten Nagas bezeichnet, also wohl ursprünglich zu Schlangenanbetern stempelt,

findet in dem gänzlichen Fehlen aller Ueberreste irgendeiner Schlangenverehrung mindestens keinerlei Bestätigung. Die bedeutendsten Ceylonforscher sind daher der Ansicht, dass die Rodiya von nomadisierenden Horden Südindiens doch wohl herzuleiten und vermutlich dravidischen Ursprungs sind. Sie verwenden neben dem singhalesischen Dialekt, den sie sprechen, angeblich eine ziemliche Menge eigener Worte. Das letzte Wort ist aber in dieser Frage erst nach systematischen weiteren Untersuchungen zu sprechen, woran es den Rodiya gegenüber, im Gegensatz zu den Wädda, noch zu fehlen scheint.

Die Wädda (Tafel 42–45), die, soweit wir wissen, eigentliche Urbevölkerung von Ceylon und als solche besonders interessant und wichtig, sind schon mehrfach zum Gegenstand von Untersuchungen anthropologischer und ethnologischer Art gemacht worden, hoffte man doch, mit der Erforschung dieses Volksstamms ein Licht auf manche Fragen der Urzeit zu werfen. Vor allem sind es die schon genannten Herren Drs. Sarasin, die ihnen ein umfassendes, wissenschaftlich unübertroffenes Werk, hervorgegangen aus wiederholten Studienreisen in Ceylon, gewidmet haben.

Die Wädda sind ohne Zweifel eines der aussterbenden, bestenfalls in der sie umgebenden kulturell höherstehenden Bevölkerung aufgehenden Naturvölker. Sie führen im allgemeinen am Ostabhang des Zentralgebirges und nördlich einer etwa vom Mahaväliganga-Knie ostwärts zum Meer verlaufenden Linie ein dürftiges Jägerleben.* Man hat sich gewöhnt, von sog. Felsen-Wädda, den ganz wilden, und von sog. Dorf-Wädda, den bereits sesshaften, etwas kultivierten und mit den andern Völkern der Insel mehr oder weniger vermischten Familien zu sprechen. Besser aber unterscheidet man (nach Drs. Sarasin) Naturwädda und Kulturwädda.

Eine eigentümliche Erscheinung ist, dass die Wädda von den Singhalesen als in bezug auf Kaste sehr hochstehend angesehen werden, so dass selbst ein Singhalese der obersten Kasten (Vellala oder Goviya, Ackerbauer), der niemals z. B. eine in der Kaste nur wenig tieferstehende Tamulin heiraten könnte, ohne Bedenken eine Wäddafrau nehmen darf.

Es scheint sich darin auszusprechen, dass man in den Wädda die Ueberreste der früheren (als »Dämonen« und »Nagas« bezeichneten) Urbevölkerung erblickt, namentlich denjenigen Zweig, der aus der Ehe des singhalesischen Eroberers Vijaya mit Kuveni, der eingeborenen Tochter des Landes, erwachsen ist.

* Die Ableitung des Namens Wädda ist nach Professor Wilh. Geiger nicht von vyādha = Jäger möglich, sondern der Name leitet sich ab von skr. varjita, pāli vajjita, und bedeutet der »Ausgeschiedene, Isolierte, Ausgewiesene.«

Die Zahl der Wädda wird mit ungefähr 4500 angegeben, wovon über die Hälfte männlichen Geschlechts sind; der Zensus einer zum Teil rein nomadischen, zum Teil halbsesshaften Bevölkerung ist natürlich schwierig und unsicher.
Die Wädda bewohnen ihr abwechselnd ebenes und stellenweise von felsigen Erhebungen durchzogenes Gebiet nicht gleichmässig, sondern in einzelnen Familien oder Gruppen. Die Naturwädda hausen besonders gern unter grossen überhängenden Felsen, offenbar ohne irgendwelche Vorkehrungen zu längerem Aufenthalt daselbst zu treffen, lediglich mit Blättern bedeckte Windschirme werden erwähnt. Die Kulturwädda sind darin schon an ganz andere Bedürfnisse gewöhnt und stellen eine Reihe von Zwischenstufen dar zwischen den reinen Kindern der Wildnis und den angesessenen Angehörigen der andern Völkerstämme der Insel. Echte Naturwädda gibt es nur noch sehr wenige, im Küstengebiet und im Zentrum der Insel fehlen sie völlig, denn da kommt allein der Ackerbau oder Fischerei treibende Typus des Kulturwädda vor. Je nachdem, ob die ansässigen Wädda in einer von Singhalesen oder von Tamulen vorzugsweise bewohnten Gegend leben, zeigen sich ihre rassemässigen Züge nach der einen oder andern Seite hin beeinflusst; diese Vermischung ist auch im weiteren Fortschreiten.
Zwar gehören die Wädda zweifellos zu den kleinen Menschenstämmen; sie sehen aber meist kräftig und ausreichend genährt aus. Vielfach scheint ihr Körper durch die Anstrengungen grosser Märsche scharf trainiert, namentlich in der Muskulatur der Beine und Arme. Letztere bilden übrigens auch durch ihre Länge, die vergleichsweise die des Europäers erheblich übertrifft, das Hauptunterschiedsmerkmal mit anderen Rassen; vielleicht trifft dies auch für die Beine zu; auf jeden Fall erscheinen diese durch den geringen Wadenumfang sehr lang und dünn. Gut entwickelt und stark ist die Brust, und die Abwesenheit von Fett oder auch nur stärkerer Muskelmassen gibt dem ganzen Körper ein hartes, straffes Aussehen. Störend ist die anscheinend völlig mangelnde Haarpflege. Die Hautfarbe schwankt von Tiefbraun, das vom Gesicht nach dem Bauch zu noch zuzunehmen scheint, bis zu ziemlich hellbraunen Tönen. Ganz schwarz kommt anscheinend nicht vor. Im übrigen sollen, was den allgemeinen Gesundheitszustand anbelangt, die sesshaft gewordenen Wädda nicht mehr die Reinlichkeit und das gesunde Aussehen ihrer wilden im Busch lebenden Stammverwandten aufweisen; diese Erscheinung ist auch schon bei anderen von der nomadisierenden Lebensweise des Jägers zur Sesshaftigkeit kommenden Völkern festgestellt worden.
Die Körperbehaarung soll schwach sein und erst bei Mischung mit Tamulen stärker auftreten. Die Barttracht ist der charakteristische sogenannte Bocksbart am Kinn, gelegentlich auch Schnurrbart. Weder Kopf- noch Barthaar werden geschnitten.

Am Schädel ist eine gewisse Schmalheit und Länge festgestellt worden, ferner starke Knochenwülste über den Augen und der Nasenwurzel, geringe Höhe des Gesichts sowie spitzige Gesichtsform nach unten zu, bei gelegentlich kurzem Unterkiefer mit zurücktretendem Kinn. Schiefe Stellung der Schneidezähne ist zu beobachten.

Starke Augenbrauen beschatten im allgemeinen grosse dunkle Augen, zwischen denen die Nasenwurzel tief liegt und auch der Nasenrücken zu den breiten Nasenflügeln hin sich nicht hoch erhebt; die Lippen sind in der Jugend manchmal wulstig, im allgemeinen aber nicht zu dick. Die Wädda am Zentralgebirge scheinen von feinerem Knochenbau zu sein als die an der Küste.

Auf das Leben der Wädda kann hier natürlich in vielem nur andeutungsweise eingegangen und muss im übrigen auf die Literatur verwiesen werden.

In der Ernährung ist der Naturwädda zur Gewinnung von Fleisch ganz auf die Jagd angewiesen. Erlegte Tiere pflegt er entweder über dem Feuer zu braten oder – bei grösseren Tieren – das Fleisch zu trocknen und, da er Fleisch und Honig gern zusammen geniesst, in wilden Honig eingemacht in hohlen Bäumen aufzuheben. Derartige Vorräte bringt er geschickt an Stellen unter, wo sie vor beraubenden Tieren sicher und der Feuchtigkeit nicht ausgesetzt sind. Er verschliesst seine »Vorratskammern« in hohlen Bäumen sehr sorgfältig und überdeckt sie mit einer Schicht von Holz oder Lehm, wohinter sich die Vorräte ein Jahr oder länger sehr gut halten sollen. Dass er im übrigen von Früchten verschiedener Art lebt, die ihm auf seinen »Hamsterfahrten« zufallen, ist nur natürlich. Schwieriger ist auszudenken, wie er ohne alles Brot, also ohne den Anbau von Körnerfrüchten, durchkommt; da verdient ein seltsames Nahrungsmittel vor allem Erwähnung, nämlich das Mehl zerfallenen Holzes, das er mit Honig zusammenknetet und zu einer brotartigen Masse zu gestalten weiss.

Alle Werkzeuge, die man bei den Wädda findet, dienen der Gewinnung, Verarbeitung und Aufbewahrung der Nahrung. Da ist zunächst der Bogen. Ziemlich lang, einfach, also nicht wie der Bogen der Ostasiaten aus mehreren Stücken zusammengefügt, mit einer aus Pflanzenbast hergestellten Sehne. Die Befestigung der Sehne ist am unteren Bogenende immer unverändert, geschieht aber am oberen mit einem kunstvollen Knoten, der ausser Gebrauch gelöst und womit je nach Bedarf der Bogen stärker oder schwächer gespannt wird. Je stärker der Bogen gespannt ist, um so längere Pfeile sind notwendig. Die Bogen sind selten unter 1,70 m, im allgemeinen bis über 2 m lang. Die Gesamtlänge des Pfeils beträgt gegen 1 m; der Schaft ist aus gut geglättetem Holz, 70–80 cm lang, am hinteren Ende 4-, 5- oder 6fach gefiedert. Oft folgt die Anbringung der Fiederung einer Schraubenlinie, und zwar nach Angabe eines alten Wädda, »damit der Pfeil

gerade läuft«. An der Sehnenkerbe befindet sich eine kleine mit einer harz- oder teerartigen Masse bestrichene Bastumwicklung.
Das zur Herstellung der Spitze des Pfeiles nötige Eisen findet sich in der Gegend des Adamspiks und als fast reines Eisenerz ziemlich reichlich an der Südostküste. Da der Wädda Stahl nur ausnahmsweise in die Hand bekommt, so kommt es vor, dass seine Pfeilspitzen sich beim Schiessen gegen Holzscheiben verbiegen; die Wädda sollen sich auch nur ungern auf solche Versuche einlassen. Unter den angesessenen Wädda gibt es wohl Schmiede, aber in der Regel lassen sich die Wädda ihre Pfeilspitzen von singhalesischen Schmieden anfertigen, und zwar geht dieses Handelsgeschäft in folgender origineller Weise vor sich: der Schmied findet morgens vor seiner Hütte Pfeilspitzenmodelle und daneben eine kleine Jagdtrophäe oder etwas Honig. Dann weiss er, dass ein Wädda in kurzer Frist nachts bei ihm die bestellte Ware abholen wird. Er fertigt sie daher sofort an, um den Zorn der Waldmenschen nicht zu erregen, und findet dann je nach der Schätzung, die seine Arbeit gefunden hat, vor seiner Türe eine weitere kleine Schadloshaltung niedergelegt.
Die Wädda verwenden aber auch Pfeile ohne jede Klinge aus vorn zugespitztem Holz.
Die Sehne wird von dem Wädda mit dem zweiten und dritten Finger gespannt, zwischen denen der Pfeil gehalten wird.
Als vorzügliche Jäger verstehen die Wädda sich so lautlos an ihr Wild heranzuschleichen, dass sie ihre Pfeile aus nächster Nähe und dann mit grosser Treffsicherheit und Durchschlagskraft anzubringen vermögen. Bis zum befiederten Ende sollen sie ihre Pfeile sogar dem Büffel und dem Elefanten, dessen Zähne sie in früheren Zeiten dem König von Kandy als Tribut zu entrichten hatten, in den Körper hineingetrieben und stellenweise das Herz erreicht haben. Im übrigen sind wohl die verschiedenen Hirscharten, der Hase, bei dessen Verfolgung sich der Wädda des Hundes bedient, ferner Affen, besonders der Vanduru, schliesslich Vögel aller Art die Hauptbeute der Wädda. Als besonderer Leckerbissen gilt der singhalesisch Talagoya genannte Varanus bengalensis. Auch werden manche Süsswasserfische von den Wädda gegessen.
Ein sehr wichtiges »Nahrungstier« für den Wädda ist die Biene, deren Summen die mit feinem Gehör ausgestatteten Jäger auf sehr weite Entfernung vernehmen und in der zutreffenden Richtung zu verfolgen wissen. Auch die Maden (Larven) sollen sie gern verzehren. Der Wädda ist in bezug auf seine Nahrung durchaus nicht gleichgültig oder »vorsintflutlich« sondern sehr wählerisch und verschmäht - was wohl mit Totemismus zusammenhängt – manches in seinen Speisezettel aufzunehmen, was der moderne Mensch froh wäre, auf dem Tisch zu haben,

z. B. das Fleisch des Bären, des Schakals, des Büffels und, was uns am seltsamsten vorkommt, des Zebuochsen. Es scheint sich beim letztgenannten jedoch um eine übertragene, mit der Stellung des Rindes in der Religion der Inder zusammenhängende Scheu zu handeln. Das Fleisch, das die Naturwädda sofort geniessen wollen, wird geröstet, nur falls sie ausnahmsweise über primitive oder eingetauschte Töpfe verfügen, gekocht. Auch soll das rohe, in Blätter gewickelte Fleisch sehr weich gebraten werden, wenn man es in die Erde eingräbt und über der die kleine Grube bedeckenden Erde ein Feuer anzündet.

Die erwähnte Sitte, das Fleisch zu trocknen, ist allgemein; es wird dazu in Riemen geschnitten, über dem Feuer vorgetrocknet, durch den Rauch etwas keimfrei gemacht und zum Schluss der Sonne ausgesetzt. An der Sonne allein lässt sich in den Tropen ebensowenig wie bei uns Fleisch trocknen; es geht da stets bald in Fäulnis über. Die Drs. Sarasin berichten: »Von Wädda getrocknetes Fleisch ist hart wie Holz und zeigt auch wegen seiner Fasern völlig solches Aussehen; es ist geruchlos und hält sich beständig unverändert.« Dass die Wädda frisches rohes Fleisch verzehren, haben Beobachtungen bisher nirgends bestätigt. Ebensowenig soll je bei ihnen Menschenfresserei geherrscht haben.

Das nächst dem Bogen wichtigste Werkzeug für den Wädda ist ein einfaches Beil, mit etwa drei Handspannen langem Stiel. Der Klingenteil ist durch ein in das vordere Ende des Holzes eingetriebenes Holzkeilstück festgehalten. Das Beil ist für den Wädda wirklich das »Mädchen für alles« – Waffe gegen den gefürchteten Bären, Axt zum Fällen kleiner Bäume, Schälmesser zum Abschälen der Rinde von den Pflanzen (z. B. dem wilden Mangobaum), deren unter der Rinde liegende Teile gegessen werden, Jagdmesser zum Streifen (Abhäuten) des Wildes und Zerlegen des Wildbrets u. a. m. Der Wädda trennt sich daher fast nie von seinem Beil. Ob es auch als Wurfaxt gebraucht wird, bedarf noch der Feststellung. Jedenfalls sind die Wädda wie mit dem Bogen, und zwar jeder mit dem, den er gewohnt ist und den er kennt, so auch mit dem Beil ungewöhnlich geschickt.

Während naturgemäss die zur Gewinnung der tierischen Nahrung dienenden Hauptwerkzeuge des Wädda, Pfeile und Beil, Waffen darstellen, bedarf er zur Gewinnung vegetabilischer Nahrung noch eines besonders »ethnographisch interessanten Werkzeugs«, des »Grabstocks«. Ein solcher ist ein kleiner, am dicken unteren Ende zu einer Art Schneide zugehauener Baumstamm. Ausser um nach der Yamswurzel, der Hauptnahrung aus dem Pflanzenreich, zu graben, kann der Grabstock auch im Notfall als, wenn auch minder wirksame, Waffe dienen. Er soll daher auch schon Kindern, namentlich kleinen Mädchen, zur Erlegung der Varane in die Hand gegeben werden. Dieser Grabstock ist somit als ein Vorläufer des Spatens, vielleicht auch des Pflugs und der Hacke, anzusehen.

Weitere Werkzeuge braucht der Wädda nicht, schon deshalb, weil er von einer der grössten Sorgen des Kulturmenschen und insbesondere des Menschen der kälteren Zone: der um die Kleidung, durch das Klima seiner Insel und durch seine Gewohnheit frei ist. Die Wädda-Männer tragen entweder aus Blättern oder Bast, anscheinend aber nie aus Fell, Kulturwädda auch aus Stoff irgendwelcher Art einen kleinen Lendenschurz. Die Wädda-Frauen sollen sich bei den wenigen Gelegenheiten, wo sie sich Europäern überhaupt gezeigt haben, über ihrem Hüfttuch vom Gürtel abwärts in eine Art Höflichkeitskleid aus Blättern gehüllt haben. Heutzutage haben wohl auch die Naturwädda die ersten Anfänge der Bekleidung in der Form von Stoffstücken eingetauscht. Die bei manchen Naturvölkern hoch entwickelte Fähigkeit der Frauen im Anfertigen von Kleidern fällt hier offenbar weg. Nur eine kleine, aber merkwürdige Ausnahme von dieser Regel scheint es zu geben, es ist das eine einfache Lendenschnur aus Bast, die das Mädchen dem sie erwählenden und von ihr erwählten Mann anfertigt und umlegt, und womit die Ehe bei den Wädda, einfach genug, geschlossen wird. Stellenweise soll nicht einmal dies als äusseres Zeichen geschehen. Jedoch tragen eigentlich alle Wädda, Kinder ausgenommen, diese Hüftschnur, die bei Frauen das Hüfttuch, bei Männern das Schamtuch festhält und eine Art Vorläufer des Gürtels darstellt, der somit anscheinend ein Urelement der menschlichen Kleidung gebildet haben dürfte. Dass bei dieser »Kleidung« die Wädda den Regen fürchten, der sie frieren lässt, ist wohl zu verstehen. Zu baden pflegen sie anscheinend selten; dass trotzdem beim Naturwädda wenig Schmutz und Ungeziefer zu bemerken ist, hängt wohl mit der ungeheuren Aktivität und Beweglichkeit dieser Menschen und der Abwesenheit jedes »Kulturgepäcks« zusammen. Beim Kulturwädda soll Schmutz und Ungeziefer die Regel sein.

Ausser einmal beobachteter Zahnfeilung und kleinen Ohrenpflöcken kennen die Wädda keine körperliche Veränderung, keine Tätowierung und keinerlei Schmuck. Der Farbensinn soll gering, der Sinn für Wohlgerüche anscheinend nur bei Küstenwädda unter tamulischem Einfluss zu beobachten sein. Sie bevorzugen vor den farbigen weisse Stoffe, die aber stets sehr schmutzig sind. Geschenkte Stoffe binden sie gern sofort um den Kopf oder um den Leib.

Aus der einfachen Eheschliessung anzunehmen, dass diese Einrichtung nicht streng innegehalten und nicht hochgeachtet wäre, ist ein fundamentaler Irrtum; das Gegenteil ist der Fall. Bei der im Verhältnis zur Anzahl der Männer geringeren Zahl der weiblichen Wädda und bei der lebhaften persönlichen Eifersucht der Wädda-Männer liegen vielmehr offensichtlich gerade bei diesem, sicher einem der ältesten und typischen Naturvölker, gar keine von den Bedingungen und Zuständen vor, wie Gemeinschaftsehe, allgemeiner Kommunismus und dgl., die für die »Urkul-

tur« von Theoretikern und Dilettanten so gern angeführt werden. Dass derartiges mit einem »paradiesischen« Urzustand überhaupt verbunden ist oder jemals in Wirklichkeit als Urgemeinschaftsform irgendwo vorhanden war, wird auch durch die Wädda widerlegt bzw. unwahrscheinlich gemacht. Der Wädda ist geradezu mit seinem ausgesprochenen Urinstinkt für die Einehe der Typus eines treuen Ehemannes und Familienvaters.

Die Wädda haben ein sehr ausführliches Vokabular für die verwandtschaftlichen Beziehungen, die bei uns mit den Sammelbezeichnungen »Vetter« und »Base« umschrieben zu werden pflegen. Als eine besonders gut fundierte Ehe gilt angeblich die zwischen Geschwisterkindern, und zwar insbesondere die eines Mannes mit der Tochter der Schwester seines Vaters; das Verhältnis zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn soll im allgemeinen ein besonders gutes sein; sie gehen zusammen auf die Jagd und hausen oft gemeinsam.

Die Kinder werden mit grosser Ruhe behandelt, Strafen sollen sehr selten sein. Dafür erwartet man aber auch von ihnen, dass sie mit 10 bis 12 Jahren sich genügende Selbstbeherrschung angeeignet haben, um mit den Erwachsenen bereits verständig zusammenzuwirken und sich deren Zwecken unterzuordnen.

Es ist eine eigentümliche Tatsache, dass bei diesem so primitiven Volk schon eine Fülle von Festen, Tänzen, Zeremonien religiöser oder abergläubischer Magie und von Beschwörungen festgestellt ist. Es wäre möglich, dass sich aus diesen sicher uralten Spielen, nämlich dem sog. Pfeiltanz und anderen Gemeinschaftstänzen und Zeremonien, zu denen oft ein Zauberer oder Priester hinzugezogen wird, später und unter allerlei fremden Einflüssen die Teufelstänze der Singhalesen herausgebildet haben. In sehr ausführlicher Weise handelt unter Beigabe zahlreicher Photographien von diesen Dingen C. G. Seligmann in seinem 1911 erschienenen Buch über die Wädda. Da die Naturwädda ausser dem Fieber, das besonders den Kindern gefährlich zu werden scheint, Krankheiten im allgemeinen ebensowenig kennen wie Arzneimittel, so scheinen diese Tänze noch nicht den Charakter der singhalesischen Krankheitsbeschwörungstänze zu haben, vielmehr dürften die Wurzeln der ersteren im Aberglauben zu suchen sein; sie scheinen nämlich zusammenzuhängen mit dem Beschaffen der Nahrung oder der Bereitung von Speisen, der Fertigung glücklicher Waffen, vielleicht auch wohl der Besiegung eines Feindes, der Feststellung des Geschlechts eines noch ungeborenen Kindes usw.

Totenzeremonien oder Beerdigungsgebräuche scheinen die Wädda nicht zu kennen. Sie lassen manchmal den Toten an der Stelle, wo er gestorben ist, ruhig liegen bzw. decken ihn mit Zweigen zu. Auch wird gelegentlich auf die Brust der Leiche ein schwerer Stein gelegt. Die Höhle, in der ein Toter liegt, wird von den Lebenden verlassen. Heutzutage ist auf Einwirkung der englischen Regierung hin wohl

überall die Beerdigung eingeführt. Von einer Furcht vor den Skeletten Verstorbener scheint nirgendwo die Rede zu sein. Auch wurden niemals den nach Skeletten suchenden Forschern Schwierigkeiten bereitet oder auch nur die Beihilfe beim Aufsuchen und Mitnehmen verweigert.

Ueber die religiöse Seite des Geisteslebens der Wädda ist zu bemerken, dass sie zwar eine Idee, wenn auch eine sehr unbestimmte, vom Fortleben der Seele am Ort des Todesfalls haben, dass sie aber den Manen der Verstorbenen keine Opfer darbringen. Die Kulturwädda haben darin einige Fortschritte gemacht, verehren die Manen durch Mahlzeiten, Opfer und Tänze und nennen sie Yakkha. Ueberlieferte Gebräuche wie die Anrufung der Seelen von Verstorbenen zur Jagdhilfe, Vorstellungen von der Existenz bösartiger Geister, die Verehrung der Schildkröte, von der berichtet wird, und Anklänge an singhalesischen Dämonen- und Teufelsdienst sind auf Einflüsse der umwohnenden Völker, der Singhalesen, Tamulen usw. zurückzuführen. Nur eines kann mit einiger Bestimmtheit ausgesagt werden, dass nämlich eine gewisse Verehrung des Pfeiles, der bei ihren Tänzen manche Rolle spielt, bei den Wädda vorhanden ist. Wie weit klare Vorstellungen damit verbunden sind, ist wohl kaum festzustellen. Die Zaubersprüche zum Schutz gegen wilde Tiere sollen zwar heute schon Anklänge an singhalesische Vorstellungen zeigen, sie sind aber durch die »urweltliche« Art, wie die Wädda sie in der Wildnis vorzutragen pflegen, auch sehr geeignet, etwaige Tiere einzuschüchtern oder zu vertreiben. Anscheinend glauben die Wädda an Zauberei, z. B. dass man ihnen ihr einziges Haustier, den Hund, »verhexen« könne, aber diese Anschauungen sind möglicherweise sekundärer Art.

Ueber die persönlichen Eigenschaften der Wädda ist noch zu sagen, dass sie wortkarg sind. Sie lieben die Wahrheit zu sprechen, wenn sie gefragt werden, weil noch keine Furcht sie das Lügen gelehrt hat. Sie sind von einer natürlichen, sich selbst unbewussten Herzensgüte, die beim Weibe durch eine kindliche Naivität ergänzt oder abgeändert erscheint. Dass sie mutig sind und bei den wenigen Kriegszügen der Singhalesen, zu denen sie herangezogen wurden, sich tapfer gezeigt haben, steht ausser Zweifel. Im Ertragen von Schmerzen erwiesen sie sich gross und blieben anscheinend auch unbeeinflusst von Todesangst. Eigentumsvergehen, Raub fehlen vollkommen, dagegen sind Beispiele von Dankbarkeit und Anhänglichkeit berichtet; so die heimliche Beibringung eines Paars von Elefantenzähnen ins Haus eines Engländers, der den Wädda Freundlichkeit erwiesen hatte. Eine gewisse Gastfreundschaft und Schutz in Not Befindlicher ist nachgewiesen.

Ganz im allgemeinen ist der Wädda, namentlich der Naturwädda, mit seinem Lose so zufrieden, dass er es nicht geändert sehen und möglichst nicht darin gestört sein will. Auf den Kulturwädda blickt er mit einiger Verachtung herab. So

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN

liegt über der Figur des Wädda der Geist eines gewissen noli me tangere, einer bescheiden stolzen Selbständigkeit. Den zudringlichen Versuchen sein Leben zu erforschen, alles und jedes aufzunehmen und ihn auszufragen, setzt er wohl keinen Widerstand entgegen, fördert aber solche Bestrebungen, deren Motive ihm unbekannt sind, in keiner Weise. Gegen eines ist er sehr empfindlich, nämlich dagegen, ausgelacht zu werden. Da versucht er sich unter Umständen mit seinen Waffen zu wehren oder zu rächen. Trotzdem fehlt ihm nicht der glückliche Sinn für Humor, und er lacht namentlich unter seinesgleichen nicht ungern.

Unter den halbzivilisierten Tamulen und Singhalesen niederer Kasten, die ihn hochmütig, roh und taktlos behandeln und die er dafür verachtet, fühlt er sich unsicher und unglücklich. Anders scheint er sich mit dem Europäer zu stellen, wenn er mit ihm allein ist, da er ihn mehr seiner eigenen Rasse zuzählt; er nennt ihn »hura« Vetter, oder »sudu hura« der weisse Vetter, übrigens ähnlich wie den – auch von den Wädda anerkannten – früheren Singhalesen-König. Die noch nach 1800 jährlich mit kleinen Geschenken zu ihm abgesandten Wädda sollen, am Tor des Palastes in Kandy angekommen, dem König haben melden lassen, dass seine Vettern ihn zu sehen wünschten; sie wurden dann sofort hereingeführt, frugen nach einmaligem Niederknien den König nach seiner Gesundheit, empfingen von ihm Geschenke und beim Verlassen des Palastes gewisse Respektbezeugungen. Wie sie hierbei Selbstgefühl zeigen, so lehnen sie angeblich noch heute schmutzige und unreine Arbeit, das Tragen eines anderen im Tragstuhl und dgl., ab.

So bietet sichtlich gerade der Naturwädda noch ein ausserordentlich reines Bild des schnell verschwindenden Urmenschen, des Beherrschers der natürlichen Tierwelt. Man kann nicht umhin, seinem Freiheitssinn und seiner Bedürfnislosigkeit Bewunderung zu zollen. Deutlich zeigt der Naturwädda eine Art vornehmer Ablehnung gegen alles, was ihm nicht angehört, gegen jede Beeinträchtigung des Eigenlebens durch die übrige, auf zweifelhafte Zivilisationserrungenschaften eingebildete Menschheit. Seinem instinktartigen Sinn für Freiheit und Ehre, seiner Zurückhaltung und dem – einzigen – Bedürfnis, das er hat, dem nach Alleinsein in frischer Luft, steht bei den Massen der sog. Kulturvölker fast nur ein überheblicher Dünkel, grober Materialismus und gegenseitiger Futterneid gegenüber. –

Als einem der ethnologisch interessantesten Völker der ganzen Welt sind den Wädda eine ganze Reihe von Seiten gewidmet worden; im Rahmen dieses Buches kann selbstverständlich in dieser Ausführlichkeit nicht auf alle Zweige des vielseitigen Volkslebens der Insel Ceylon eingegangen werden. –

Als der alte Baldaeus seine vor zweieinhalb Jahrhunderten erschienene Beschreibung von Ceylon verfasste, nannte er neben dem Singhalesischen als Eingeborenen-

sprache von Ceylon das »Malabarische«. Er meinte damit das Tamulische, die Sprache des nächst den Singhalesen zahlreichsten Volkes der Insel (Tafel 48–54). Man darf wohl in den im Mahavamsa als Nagas d. h. Schlangenverehrer bezeichneten ceylonesischen Ureinwohnern schon Ableger der dravidisch-tamulischen Naga-Staaten des südindischen Kontinents sehen. Im Verlauf der ganzen ceylonesischen Geschichte haben die Tamulen in immer neuen Einbrüchen nach dem Besitze der Insel gestrebt. Ihr Blut ist sogar tief in die ceylonesischen Königsfamilien eingedrungen, so dass z. B. der im 12. Jahrhundert lebende grosse König Parakrama Bahu, der Erbauer von Polonnaruva, mehr tamulisch als singhalesisch war. Insbesondere an der Ostküste, im Norden und auch im Nordwesten von Ceylon haben sich die Tamulen festgesetzt. Noch heute wirken wie alljährliche Auffrischung die zum Plantagen- und Strassenbau kommenden Saisonarbeiter, meist Tamulen, und ähnlich auch die für mehrere Jahre herüberkommenden »Kulis«, die später wieder mit dem Ersparten in ihre Heimat zurückkehren wollen.

Der Rasse nach sind die Tamulen auf Ceylon Dravidier; zum Teil schon stark vermischt und in der Hauptsache wesentlich dunkler als die Singhalesen, gehören sie vielfach der untersten Kastenabteilung, den Shudras an. Fischer, Tamtamschläger, Palmweinzapfer, Metallarbeiter, Plantagenarbeiter, kleine Kaufleute, das sind wohl die Hauptberufe der Tamulen. Allerdings gibt es unter ihnen auch Wohlhabende und Gebildete, selbst höhere Kasten, sogar Brahmanen, sollen unter den Tamulen von Ceylon vertreten sein, aber das sind Ausnahmen.

Es ist vielleicht hier der Ort, kurz etwas über das Kastenwesen zu sagen, weniger über die Namen der einzelnen Kasten und ihre Unterschiede, denn das würde viel zu weit führen, als im allgemeinen. Es ist nicht richtig anzunehmen, wie es vielleicht in Colombo den Anschein hat, dass das Kastenwesen in Ceylon ausstirbt. Es ist nur ein von Nordindien verschiedenes und schliesst sich dem dravidischen Südindien mehr an, worin der Ackerbauer an erster Stelle steht. Unter den Buddhisten ist »Kaste« sozial, unter den Hindus religiös. Dass es im Christentum und im Mohammedanismus keine Kaste gibt, ist einer der Gründe, die diesen Religionen noch heute neue Anhänger zuführen, natürlich meist Angehörige der niedrigsten Kasten, die dabei gewinnen. Bekehrte aus Familien höherer Kaste pflegen auch als Christen oder Buddhisten noch sehr auf ihre Kaste zu halten.

Das Wort »Kaste« ist portugiesischen Ursprungs und bedeutet die reine Rasse; das indische Wort varna bedeutet eigentlich Farbe. Man wird in eine Kaste hineingeboren und ist ihren Gesetzen insbesondere für Speisen, Vermeidung ritueller Unreinlichkeit und Heirat unterworfen. Die vier grossen Hauptkasten auf dem indischen Festland sind die Brahmanen, dann der Kriegeradel, die Kshatriyas, dann die Kaufleute, Ackerbauer, Viehzüchter und Handwerker, die zu den Vai-

shyas rechnen; schliesslich die Shudra-Kasten, die in viele Kategorien zerfallen und bei denen Weber, Töpfer, Schmiede, Hirten und Zimmerleute u. a. unter die höheren, Wäscher, Fischer, Schuhmacher u. a. unter die niedrigen gehören. Eine Sonderstellung nehmen die Asketen ein (Tafel 26, 27), die ungebunden an Speisegesetze jenseits der Kastenordnung stehen.

Für die in Indien und Ceylon oft grosse Dienstbotenzahl eines Hauses bildet zum Teil die Kaste der für einzelne Dienstverrichtungen angestellten Personen den Grund; z. B. Fleisch trägt nur der Angehörige einer sehr niedrigen Kaste.

Bei der noch nicht gründlich erforschten Ethnographie der Tamulen kann für die Zwecke dieses Buches nichts Besseres geschehen als die Angaben der Drs. Sarasin auszugsweise hier wiederzugeben.

Die Tamulen Ceylons sind von kräftigem und ziemlich grossem Körperbau, die mittlere Grösse scheint vom Norden der Insel nach Batticaloa zu abzunehmen. Aehnlich wie bei den Wädda sind die Arme im Vergleich zur Körpergrösse länger als bei uns. Die Waden sind schwach, die Brust ist mässig entwickelt. Die Farbe der Haut ist an Brust und Bauch tiefer als im Gesicht, mittelbraun, stellenweise auch wesentlich dunkler; die Augen sind dunkelbraun, Kopfhaar und Bart schwarz. Letzterer besteht oft nur aus einem kranzartigen Backenbart um das Gesicht. Auch die Brust zeigt oft starke gekräuselte Behaarung. Der Kopf ist von länglicher Form, weniger schmal als beim Wädda; der Augenbrauenbogen beim Mann kräftig entwickelt, das ovale Gesicht erscheint etwas höher und schmäler als beim Wädda. Die Züge sind derb, die Nase hat stärker erhobenen Rücken und neigt bei Leuten niederer Kaste meist zum Flachen und Breiten; die Lippen sind oft wulstig und das Gebiss kräftig, auch tritt im Vergleich zum Wädda vielfach das Kinn mehr hervor.

In unseren Tafeln sind namentlich die Kinder auf Tafel 50 typisch tamulisch, die andere Tafel 51 gibt wohl schon eine weitere Mischung wieder. Tafel 52 bis 54 zeigen vor allen Dingen die reiche Verwendung von Schmuck bei den Tamulen; sie geht wesentlich, namentlich im Nasen- und Ohrenschmuck, über das bei Singhalesen übliche hinaus. Sehr eigentümlich ist die reiche flache Kopfplatte, die den Wirbel bedeckt, und der Fußschmuck.

Vielfach liegen die Tamulen der Fischerei ob oder sind Lastträger. In beiden Berufen (und Kasten) entfalten diese zähen, kräftigen, wenngleich fast überwiegend mit Reis genährten Menschen, die fast nie Fleisch geniessen, eine bei der grossen Hitze doppelt bemerkenswerte Ausdauer.

Die Tracht der Tamulen ist im wesentlichen farbiger als die der Singhalesen; die Frauen tragen gern rot oder gelb karierte Stoffe, die in ähnlicher Weise um den Leib geschlungen werden, wie auf Tafel 40, 52, 53 dargestellt. Die Tamulen

besserer Lebenshaltung tragen den Sarong, während die Kulis sich oft nur mit einem weissen Tuch begnügen, das um die Hüften geschlungen und zwischen den Beinen durchgezogen wird. Die durchweg schöne braune oder dunklere Hautfarbe passt vortrefflich zu diesem »Anzug«.

Leider treiben die Eingeborenen ihre Nachahmung der Europäer so weit, dass sie europäische Jacken bräunlicher Färbung zum Sarong tragen, was ihnen gar nicht steht und im Klima nicht begründet ist.

Die Haartracht der Frauen ist, wie bei den Singhalesen, der Knoten, worin das auf dem Kopf glattgescheitelte Haar am Hinterkopf befestigt wird. Man findet hübsche Gesichter, namentlich schöne Augen, auch unter den Tamulinnen nicht selten. Oft wird auch von den Frauen ein Tuch über dem Kopfhaar getragen. Die Haartracht der Tamulen-Männer erinnert etwas an die der Chinesen; sie rasieren sich nämlich den Vorderkopf bis in die Mitte des Scheitels. Das Haar darf im übrigen lang wachsen und wird in einem Knoten getragen, der von einer Art Turban oder einem zusammengefalteten Tuch bedeckt ist. Die Singhalesen des Niederlandes unterscheiden sich also mit ihrem fast stets unbedeckten Kopf und dem Einsteckkamm ohne weiteres von den Tamulen. Weil die Tamulen nicht nur das Haar auf dem Vorderkopf, sondern auch das Körperhaar sorgfältig zu rasieren pflegen, so ist bei ihnen der Barbier ein notwendiger, nirgends fehlender Beruf, der wie das ganze ceylonesische Leben sich meist in aller Oeffentlichkeit abspielt. (Tafel 28.)

Ein »tamulischer« Beruf ist ferner vor allem die Fischerei; sie wird der ganzen Küste entlang eifrig betrieben, und eine ganze Reihe von Fischern begibt sich, während die schweren Westwinde den Fang an der Westküste erschweren, auf die Ostseite der Insel. Das meist verwendete Boot ist ein einfaches Kanoe mit Ausleger auf einer Seite und grossem viereckigen Segel. Der Ausleger ist fest und wird stets nach der Windseite genommen, d. h. das Boot wird bald vorwärts, bald rückwärts gesegelt. Je nach der Windstärke sitzen einer oder mehrere Mann auf dem Ausleger; danach wird die Windstärke als 1, 2, 3 Mann stark bezeichnet. (Tafel 46 und 47.)

Uebrigens haben auch die auf den Binnengewässern verwendeten Boote der Eingeborenen, die sog. Padaboote, eine Doppelform, es werden nämlich immer zwei Boote durch eine Plattform zu einem grösseren, tragfähigeren, aber doch nicht so tief gehenden Fahrzeug verbunden. An den zahlreichen Stromschnellen und Sandbänken fahren sich solche Boote auch nicht so leicht fest. –

Der Fischreichtum an der Küste von Ceylon ist beträchtlich. Es sollen über 600 verschiedene Arten festgestellt sein, wovon die Sammlung des Museums in Colombo einen guten Eindruck gibt. Auch die Fischmärkte in den Küstenstädten

sind recht lehrreich. Der meist gegessene Fisch ist der Seer* (Cybium guttatum), eine Art Lachs mit weissem Fleisch. Aber auch die Binnengewässer von Ceylon sind reich an Fischen, und es hat schon das Erstaunen und die Aufmerksamkeit des alten Knox erregt, dass selbst in Tümpeln, die in keiner Weise mit Wasserläufen zusammenhängen, Fische bemerkenswerter Grösse vorkommen. Der häufigste Süsswasserfisch ist der aalartige »Lula« der Singhalesen (Ophiocephalus striatus), oben graugrün, unten weissgelb und bis zu 1 m lang. Er ist der berühmteste über Land marschierende Fisch Ceylons, der es ausserhalb des Wassers längere Zeit auszuhalten und so von einem austrocknenden Tümpel in einen andern überzusiedeln vermag. Ausserdem soll es noch einen kletternden Fisch an der Südwestküste geben, der den Schwanz in die Nähe des Kopfes bringend sich weiter schnellt. Dass es auch in der Nähe von Batticaloa in stillen Nächten in der Lagune einen singenden Fisch gibt, ist eine bekannte Tatsache; es soll sich da jedoch um eine Muschel handeln, und das Geräusch, das man vom Boot aus deutlich vernehmen kann, soll ein zartes Klingen sein, wie beim Streichen über den Rand eines Kelchglases mit nassem Finger.

Von der Perlenfischerei wird weiter unten noch die Rede sein.

Die nächstwichtige Bevölkerungsklasse von Ceylon sind die sog. Moors oder Moormen, mohammedanische Indo-Araber. Sie fallen dem in Colombo an Land Gehenden schon durch ihre Grösse, ihren kräftigen Körperbau und ihren von Schlauheit, Intelligenz und sichtlicher Ueberlegenheit über die andern Völker der Insel zeugenden Gesichtsausdruck auf. Sie tragen wohl meistens, wie auch aus Tafel 56 hervorgeht, den Turban und darunter den Kopf rasiert oder das Haar ganz kurz geschnitten. Dagegen ist der Bartwuchs reichlich, und ältere Männer haben oft mit ihren schönen grauen oder weissen Vollbärten ein höchst würdiges Aussehen. Haeckel fand die Gesichtsbildung unverkennbar semitisch.

Ihr Anzug ist das faltenreiche Hemd der Mohammedaner mit einem buntfarbigen Gürtel, unter dem der Sarong oder eine Bekleidung der Beine zum Vorschein kommt, die, ohne eine Hose zu sein, doch die Beine getrennt umhüllt. Die Füsse stecken vielfach in Pantoffeln.

Im allgemeinen sind die Frauen dieser Mohammedaner der Vorschrift des Korans entsprechend verschleiert. Ihren sonstigen Anzug lässt Tafel 55, die eine ausnahmsweise unverschleierte mohammedanische Frau darstellt, erkennen.

Was den Beruf dieser Moormen angeht, so sind sie im allgemeinen in den singhalesischen Bezirken und den Städten Kaufleute, die den Edelstein- und Perlenhandel, aber auch alle anderen Ladengeschäfte betreiben; auch besorgen sie das Hausieren durch die ganze Insel und passen sich ihrer Umgebung geschickt an,

* Sprich: Sihr.

z. B. sprechen sie im Innern des Kandy-Bezirks Singhalesisch und um Batticaloa im tamulischen Ceylon haben sie vielfach den Ackerbau aufgenommen. Im allgemeinen ist ihre Sprache das Tamulische (Tamil), das noch einige arabische Beimischungen enthalten soll. Ihre Sekte ist die der Shiiten, d. h. der Anhänger von Hasan und Husain, den beiden als Märtyrer gefallenen Söhnen des Kalifen Ali. Angeblich sollen ihre Predigten in persischer Sprache gehalten werden.

Ueber die Herkunft der Moormen gehen die Ansichten auseinander. Auch die singhalesische Tradition weiss nichts über sie anzugeben, ausser dass, während die Singhalesen selbst als Landbauern im Innern lebten, diese regen und für den Handel begabten Moormen eine den Singhalesen gar nicht eigene Abenteuerlust und Seetüchtigkeit an den Tag legten; noch heute nennen die Singhalesen sie daher »Schiffer« oder »Seeleute«. Der Bezeichnung »Moors« nach, die vom portugiesischen Moros herkommt, sind sie wohl die Abkömmlinge arabischer Seeräuber sehr früher Zeit oder arabischer (indischer) Kaufleute, die, ähnlich wie der berühmte Sindbad in dem Märchen, handeltreibend die Küsten der indischen Meere besuchten, Handelsniederlassungen anlegten und eingeborene Frauen nahmen.

Dass die Moormen zum Islam übergetretene Tamulen seien, wird wohl nur bei einzelnen zutreffen. Der Islam macht wohl Fortschritte, besonders unter den Angehörigen der niederen Kasten, weil er keine Kasten kennt, aber in der Hauptsache sind die Moormen körperlich von den Tamulen wohl zu unterscheiden. –

Der sehr viel längeren Berührung Ceylons mit Arabien als mit Europa ist auch wohl zu verdanken, dass die Moormen zahlreicher sind als der gleich zu besprechende nächstwichtige Bevölkerungsteil der Insel, die sog. Burghers.

Diese Bezeichnung schreibt sich aus der Zeit der holländischen Besetzung der Insel her und wird in Ceylon in ähnlicher Weise auf die europäischen Mischlinge angewendet wie der Ausdruck Eurasier auf dem indischen Festland; eigentlich bezeichnet sie nur Abkömmlinge von Holländern, von denen manche gar kein, manche nur sehr wenig Eingeborenenblut haben. Man kann jedoch z. B. in Colombo unterscheiden die ärmeren Burghers vorwiegend portugiesischer Abstammung und die reicheren holländischen Burghers, die, vielfach in staatlichen Büros angestellt, eine recht einflussreiche Klasse bilden und durch eines ihrer Mitglieder in der gesetzgebenden Körperschaft der Insel vertreten sind. Zahlreiche Advokaten und Aerzte, zum Teil ausserordentlich hoher Berufsklasse, gehören den Burghers an.

Die Burghers sind Christen, je nach ihrer Abstammung meist Katholiken oder – und zwar vor allem in Colombo noch in kleiner Anzahl – Protestanten. Ihre Sprache ist allerdings nicht mehr holländisch, sondern ein ziemlich verdorbenes Portugiesisch, was sich infolge seiner Verbindung mit dem katholischen Glauben,

der Taufe auf portugiesische Namen und dgl. weit und breit besser im Gedächtnis gehalten hat, als das der rein geschäftlichen Verbindung mit den Holländern entstammende Niederländische. Noch geben sich viele eingeborene Christen den portugiesischen Titel »Don« (Herr).

Es bleiben nun noch die Malayen aufzuführen, die zum grossen Teil von englischen Kolonialsoldaten abstammen, die vor ungefähr 40 Jahren in Ceylon entlassen wurden. Sie finden vielfach als Hotelbedienstete, Polizeileute, Wachmannschaften usw. Verwendung. Unter den Malayen trifft man wie unter den Tamulen ausserordentlich zähe und kräftige Gestalten, und der weibliche Teil der malayischen Bevölkerung zeigt stellenweise, namentlich in der Jugend, hübsche Gesichter. Der Hauptvorzug der Malayen soll aber sein, dass sie mehr als die übrigen Bewohner von Ceylon zu einer gewissen Arbeitszucht und Ordnung zu bringen sind und daher für die Obrigkeit eine Stütze werden. Als Spezialfach der malayischen Arbeiter wird die Verarbeitung der »Rattan« (malayisch rotan) genannten Pflanze (Calamus Roxburghi) bezeichnet; sie eignet sich zu jeder Art von Flechtwerk (Körben, Bettstellen usw.) und infolge ihrer langen, glatten, zähen Stämme besonders zum Hängebrückenbau, der auch in Ceylon im Gebirge seine Bedeutung nicht verloren hat.

Aber die bunte Musterkarte menschlicher Rassen und Völker auf der Insel ist noch nicht erschöpft: Kaffern, in ziemlicher Zahl vor Jahren ins Land gekommen, scheinen in der Bevölkerung beinahe aufgegangen zu sein. Ferner gelangten aus Handelsgründen Angehörige verschiedener anderer Stämme auf die Insel, z. B. Afghanen, die u. a. von Elefantenjagd lebten. Den Afghanen gehören heute vielfach die »Bankiers« von Ceylon an, die durch Darlehen in Colombo, Kandy und anderwärts einen grossen Teil der Bevölkerung in ihren Händen haben; sie sind unter dem Namen »Chetty« allgemein bekannt. Ihre pittoresken, manchmal theatralisch bekleideten Gestalten in reichen Gewändern und vielem Schmuck fallen auf. Als reiche Geldmänner führen sie ein recht üppiges Leben.

Noch ein Wort von den Europäern: Von den 7000 Europäern, meist britischer Nationalität, gehört ein sehr grosser Teil zu den Pflanzern, die in Colombo, Kandy und höher hinauf mit ihren Familien den Hauptteil der weissen Bevölkerung darstellen. War es früher der Kaffeebau, der in den 70er und 80er Jahren durch einen Pilz nahezu völlig zerstört wurde, so sind es jetzt Teepflanzungen, die sich als die rentabelste Art von Landbau bewährt haben. In nächster Linie folgt der Anbau von Gummi, Kakao, Kardamomen, Zimt, Vanille und Kampfer; letztere haben allerdings durch die künstliche Fabrikation dieser Drogen sehr gelitten. Ausserdem betreiben die Europäer noch die grösseren Ladengeschäfte und Kaufhäuser in Colombo und Kandy, ein Handelsgebiet, worin ihnen die Eingeborenen

aber, wie man sich im Pettah, dem Eingeborenen-Stadtteil von Colombo, überzeugen kann, ständig näherrücken. Schliesslich befindet sich auch das einträgliche Export- und Importgeschäft in der Hauptsache in den Händen der Europäer.
Aber nun zum wirtschaftlichen Leben der Ceylonesen selbst und ihrer Ausfuhrindustrie: da ist über den Reisbau und den sog. Chena, das heisst gemischten Gartenbau, der Eingeborenen, noch einiges zu sagen: wie auf Tafel 5 dargestellt, bieten sie in dem Terrassenlande zwischen Kandy und dem nördlichen Niederland einen charakteristischen Anblick, besonders wenn der singhalesische Bauer mit seinem von Büffeln gezogenen Pflug sein Feld bestellt oder etwa im Februar die erste, Maha genannte, und etwa im September die zweite, Yala genannte, Ernte einbringt. Dann wird in der alttestamentlichen Weise mit Büffeln oder Zebuvieh gedroschen und im Wind die Spreu vom Weizen gesondert. Ausserordentlich viel Aberglaube und merkwürdige Gebräuche haben sich gerade dabei erhalten: so hört man, dass noch heute der kandyer Bauer sich an einem Montag oder Donnerstag mit dem üblichen Geschenk von 40 Betelblättern und Arekanüssen zu seinem Dorfastrologen, dem Näkätrala, begibt und ihm seine Wünsche demütig vorträgt. Nach einigen astrologischen Berechnungen erteilt dieser Auskunft, und der Bauer folgt an einem günstigen Tag dieser Anweisung. Nachdem er gefrühstückt hat, macht er sich aufs Feld auf den Weg, bewaffnet mit einem mamoti, einer Art grossen Hacke, und wendet dort sein Gesicht nach der vom Astrologen als günstig bezeichneten Himmelsrichtung. Sollte er aber auf dem Wege Unheil verkündendes erleben, z. B. Eulenruf oder das Heulen eines Hundes hören, oder eine Person erblicken, die Waffen trägt, dann begibt er sich sofort nach Hause zurück und muss von neuem bei seinem Näkätrala eine günstige Stunde erfragen. Trifft er aber auf dem Weg weissgekleidete Menschen, Gefässe mit Wasser, eine Milchkuh und dgl., dann erfreut er sich solcher Vorzeichen und begibt sich auf sein Feld. Am nächsten Tag lädt er seine Nachbarn zu Reiskuchen und Milchreis ein, soviele ihrer bereit sind, ihm bei der Feldarbeit zu helfen. Zu glücklicher Stunde gehen sie dann alle mit ihren mamoti mit dem Besitzer hinaus und machen sich, nach dem Adamspik gewendet, mit dem Rufe ha pura hodai (ha, ein guter Anfang) ans Werk.
Ist nun das Feld für die Saat fertig gemacht, so verlässt der Bauer beim Herannahen einer glücklichen Stunde, vor der er heilige Verse herzusagen pflegt, sein Haus, in der Hand eine Arekablüte und eine Handvoll Reisähren. An seinem Felde angekommen, vergräbt er die Aehren in einer Ecke des Feldes, bei dem Grenzwall, nachdem er die Erde zunächst in symbolischer Weise zu einer Art von Figur aufgehäuft hat. Zu oberst darauf kommt die Blüte. Auch zum Pflügen muss die günstige Stunde vom Astrologen erfragt werden. Ist der Reis drei Monate alt,

so werden die Pflänzchen auseinander gesetzt; dabei darf niemand mit einem offenen Sonnenschirm über die Feldgrenze treten, denn er würde mit Erde und Schmutz beworfen, um einen befürchteten unheilvollen Einfluss nicht wirksam werden zu lassen.

Ist der Reis beinahe reif, dann treten neue Zeremonien ein, und der Bauer muss, nachdem er sich wohl gereinigt hat, drei auf ein Blatt des heiligen Bobaumes gelegte Aehren unter dem Absingen von Beschwörungen in der Dreschtenne eingraben und die Götter um Schutz gegen Wasser, Feuer, Vögel und wilde Tiere bitten; der Dorfastrologe aber in phantastischem Aufzug malt mit Asche auf die Tenne seltsame Figuren, um Hexerei und Aehnliches fernzuhalten.

Es versteht sich, dass bei derartig altertümlichen Gebräuchen der Reisbau auch im übrigen nicht nach modernen Grundsätzen betrieben wird; dies ist aber durchaus nicht leicht zu ändern und zu bessern. So kommt es, dass der Bauer auch keinen Reis zu verkaufen hat, sondern für all die vielen tamulischen Plantagenarbeiter und die Stadtbevölkerung noch einmal ungefähr soviel Reis, wie das Land hervorbringt, von auswärts eingeführt werden muss. Der Einfuhrzoll darauf bildet eine Haupteinnahmequelle für die englische Regierung.

Zwischen den Reisfeldern auf den Höhen der terrassierten Hügel liegen vielfach Kokosnussplantagen, besonders sichtbar von der Bahn nach Kandy. Es ist eine gewaltige Fläche Landes auf der Insel mit diesem Baum bestanden, den schliesslich jeder Bauer in einer Reihe von Exemplaren um seine Hütte stehen hat. Er bildet auch einen wichtigen Teil der, wie erwähnt, von den Singhalesen bevorzugten Mischung von garten- und gebüschartiger Pflanzung, Chena genannt. Ziemlich regellos sind weite Strecken auf diese Weise angepflanzt; da wachsen Brotfruchtbaum, Mango, Areka-Palme, Baummelone, Banane, Baumwollbaum, Yams und die Kitul- oder Toddy-Palme. Von aussen gesehen scheint es ein regelloser Dschangel zu sein, nur bei näherer Betrachtung entdeckt man, dass es sich höchstens um 10 oder 12 verschiedene Nutzpflanzen handelt. Viel Pflege braucht diese Pflanzungsweise nicht; der Ertrag ist aber natürlich auch entsprechend bescheiden. –

Eine interessante Tatsache ist, dass die heute wichtigste Ausfuhrindustrie Ceylons, der Teeanbau, erst um 1876 ernsthaft aufgenommen wurde. Bei Peradeniya pflegt der Besucher Ceylons den ersten und auf dem Weg nach Nuvara Eliya weiteren zahlreichen Pflanzungen zu begegnen. Die ursprünglich kleineren Anlagen haben in den letzten Jahren begonnen, sich zu grösseren Gruppen zusammenzuschliessen, die z. T. londoner Gesellschaften gehören, so dass die Verwalter und Inspektoren nur noch Angestellte sind, von den Fällen abgesehen, wo der Pflanzungsbesitzer selbst da wohnt. Verschiffung und Ausfuhr des Tees, Reisversorgung der Arbeiter usw. unterstehen meistens noch einem besonderen, nur

zeitweilig anwesenden Beamten oder einer grossen colomboer Firma, die die Arbeitsweise und die Rechnungen prüft.

Die Arbeitskräfte der Pflanzungen stellen fast nie die Singhalesen, die sich dazu nicht gern hergeben. Wie erwähnt, sind es meist tamulische Kulis von Madura und anderen Orten Südindiens. Ihre Arbeit dauert täglich von 6 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, ist nicht anstrengend und so bezahlt, dass diese Kulis mit guten Ersparnissen nach Hause zurückzukehren pflegen. Auf Kosten der Pflanzung untergebracht, geniessen sie freie ärztliche Hilfe und für ihre Kinder auch meistens unentgeltlichen Schulunterricht. Sind ihre Hütten auch klein und eng, so entspricht das doch völlig dem Wunsch und Geschmack der Leute, die trotz des Klimas grosse und luftige Räume durchaus nicht schätzen.

Auf den meist hochgelegenen Teepflanzungen, wo Fieber, Moskitos und Krankheiten im allgemeinen fehlen, fühlen sich die Kulis sehr wohl und bleiben, einmal eingewöhnt, gern da.

Die Teepflanze selbst ist ein kleiner strauchartiger Baum, von dem es mehrere Varietäten gibt. In Ceylon wird meist der Assam-Teebaum, gekreuzt mit der chinesischen Teestaude, angebaut. Er wird mit etwas über 1 m Abstand von Stock zu Stock gesetzt und ist mit dem bescheidensten, selbst felsigem Boden zufrieden. In letzter Zeit werden die Teefelder (Tafel 3) vielfach der Schattengewinnung halber mit Bäumen bepflanzt, und auch zwischen den Teestauden Leguminosen gesät, die nach dem Unterpflügen ihren der Luft entnommenen Stickstoff dem Boden zuführen und ihn so verbessern. Alle 1 ½ bis 4 Jahre – je höher die Lage, desto seltener – wird jeder Teestrauch ca. 30 cm über dem Boden abgeschnitten; dadurch wird ein stärkeres Ausschlagen erzielt.

Auf den Büschen spriessen lange, zarte, grüne Schösslinge mit jungen Blättern; dies ist oder vielmehr wird »Tee«. Die Knospe und 1, 2 oder 3 Blätter unter ihr werden beim Sammeln abgepflückt. Wird nur die Knospe und ein Blatt genommen, so heisst das »fein gepflückt«, mit 2 Blättern »mittel« und mit drei Blättern »grob«; »mittel« bildet wohl die Regel. Die für die Arbeit verwendeten Frauen und Kinder pflücken bald sehr geschickt mit beiden Händen und werfen die abgepflückten Schösslinge in Körbe, die ihnen an einem Band vom Kopf auf den Rücken hängen.

»Fein« gepflückter Tee gibt die Pekoe-Sorten; nur aus Knospen bestehender Pekoe wird »Blüten-Pekoe« genannt; enthält er ausser der Knospe noch das erste junge Blatt, dann heisst er »Orange-Pekoe«. Die älteren Blätter geben »Souchong« und »Kongo«.

Wenn nach 4 Uhr die Arbeiterinnen ihre Tee-Ernte einbringen, wird »das Blatt« geprüft und gewogen und die Arbeit je nach Menge bezahlt; die geschickten und fleissigen stehen also verdientermassen voran.

Die Tee-Fabriken sind meistens mit modernen Maschinen und mit Dampf- oder Wasserkraft ausgerüstet. Zuerst kommen die Blätter in Trockenräume, meist im Oberstock, und werden in dünner Lage über stoffbespannte Rahmen ausgebreitet, um zu welken; bei trockenem Wetter dauert das etwa 18 Stunden, bei feuchtem wird warme Trockenluft zu Hilfe genommen. Dann werden die Blätter durch Schachtöffnungen in den Unterstock in Rollmaschinen geleitet. Diese Rollmaschinen bestehen aus einer Art von Tisch mit vertiefter Mitte und einem exzentrisch darüber bewegbaren Deckel, der mit jedem gewünschten Druck auf die Masse der Blätter gepresst werden kann. Binnen einer Stunde sind die Blätter ineinander gerollt und zu einer zusammenhängenden Masse geworden, die den Apparat durch eine Oeffnung nach unten verlässt. In einer Brecher-Maschine werden die Blätter dann wieder voneinander gelöst und meistens gleichzeitig durch ein Sieb geschüttelt, das die groben von den feinen Blättern trennt. Nun machen die Blätter, auf Matten ausgebreitet, eine Gärung durch. Bei der Anfertigung des »grünen Tees« fällt dies weg. Nach einigen Stunden nehmen die Blätter eine rötliche Färbung an und verbreiten einen eigenartigen Duft. Hier setzt nun die Erfahrung des Sachverständigen ein, der bestimmt, wann die Gärung unterbrochen wird und die Trocknung in Trocken-Maschinen beginnt; in diesen wird so lange heisse, trockene Luft über die feuchten Teeblätter geleitet, bis sie genügend gedörrt sind, worauf sie dann auf Sieben verschiedener Feinheit sortiert, gleichartige Mischung jeder Sorte durch eine Misch-Maschine bewirkt und die Verpackung vorgenommen wird.

Beim Ceylon-Tee unterscheidet man die Sorten Orange-Pekoe, Pekoe, Pekoe-Souchong, Souchong, Kongo und Tee-Staub; der grüne Tee, der mit Dampf zum Welken gebracht und ohne Gärung sofort getrocknet wird, kommt im allgemeinen in den Sorten Young Hyson, Hyson 1 und 2, Schiesspulver (»Gunpowder«) und Tee-Staub in den Handel.

In den letzten Jahren hat noch ein anderes Produkt Ceylons als Frühstücksgetränk weltweite Ausdehnung gewonnen, der Kakao. Er bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel, und die Kakaopflanzungen an der Bahn Colombo-Kandy und Kandy-Matale dürften jedem Ceylonreisenden bekannt sein.

Die Kakaopflanze (Theobroma cacao = »Nahrung der Götter«) ist ein kleinerer Baum, mit reicher Verzweigung, der weder starke Sonne noch Wind liebt und daher jetzt häufig im Schatten von Gummibäumen gezogen wird. Die Kakaoblüten sitzen am Stamme selbst und am Holz der Zweige. Sie verwandeln sich in längliche rote, gelbe und grüne Schoten mit fleischiger Hülle und bohnenartigen Samen. Diese Früchte werden aufgeschnitten, die Samen unter Bananenblättern aufgehäuft, durch Verrottenlassen des umgebenden Fleisches freigelegt,

gewaschen und dann durch Ausbreiten an der Sonne in mehreren Tagen getrocknet. Früher wurden die Samen ausgeführt, jetzt beginnt man schon sie in Ceylon zu verarbeiten.

Der Schattenbaum der Kakaopflanzungen, der Gummibaum, hat in den letzten Jahren reissend schnell an Bedeutung gewonnen; hinter Tee und Kokosnuss steht Gummi an hervorragender Stelle als Ausfuhrartikel.

Die Geschichte dieser Entwicklung ist eigenartig. Schon in den siebziger Jahren hatte die englisch-indische Regierung aus Brasilien Gummisamen und -pflanzen bezogen und in den Kew-Gardens bei London ausprobiert. Von dort kamen 1876 die ersten Pflanzen nach Ceylon. Es blieb aber über 20 Jahre im Botanischen Garten in Heneradgoda (östlich Strasse Colombo-Negombo) ein Rätsel, wie man diesen Baum nutzbar machen und seine Kultur vorteilhaft gestalten könne. Dem späteren Direktor der Königl. Botanischen Gärten von Peradeniya J. C. Willis* war es vorbehalten, in glücklichen Versuchen die beste Methode für die Gummigewinnung herauszufinden. Um 1897 entdeckte er nämlich die sog. Wundreaktion (»wound response«), d. h. die Eigentümlichkeit des Baumes, an der Stelle, wo er einmal geschnitten war, in den auf diesen Anschnitt folgenden zehn Tagen, bei erneutem Anschnitt, die doppelte Menge Gummi abzusondern. Dies stellte die gesamte Gummiproduktion von Ceylon erst auf die Füsse; seitdem ist der Gummianbau in dauerndem Wachsen.

Der Anschnitt geschah früher in Spiralen (Tafel 37), heute meist in Form von lateinischen V oder Y. Frisch ausgeflossener Gummi wird in der Faktorei mit Kreosot und Essigsäure behandelt, unter Pressen in Blockform, sog. Biscuits, gebracht und ist dann zur Ausfuhr fertig. –

Nicht ohne Grund ist in allen bisherigen Ausführungen über Ceylon, die sog. »Zimt-Insel«, noch gar nichts von diesem berühmten Gewürz gesagt worden, denn es spielt heutzutage in der Ausfuhrstatistik kaum noch eine bedeutende Rolle. Einen Vergleich mit Tee, Kokosnüssen, Gummi, Kakao, Graphit, ja selbst dem aus einem Dschangelgras gewonnenen Zitronella-Oel kann der Wert des ausgeführten Zimts nicht mehr annähernd aushalten.

Und doch ist der Zimt der älteste pflanzliche Exportartikel aus Ceylon und war bis 1840 beinahe der einzige. Bis 1832 hatte die Regierung das Monopol; 1840 gingen die letzten staatlichen Zimtplantagen in Privathände über. Erst kurz vorher (1824) hatte unter dem Gouverneur Sir Edward Barnes für Ceylon das moderne Zeitalter der Plantagenwirtschaft mit der Anlage von Pflanzungen in den Bergen begonnen und, wie bekannt, zuerst zu einer vierzigjährigen Periode

* Dem Werk »Ceylon, a Handbook for the Resident and the Traveller«, dieses ausgezeichneten Ceylonkenners sind auch viele Angaben des vorliegenden Buches entnommen.

des Kaffeebaues geführt. Doch schon 1870 wurden die ersten Verheerungen eines Pilzes, Hemileia vastatrix B. et Br., der die Blätter der Kaffeepflanze befiel, bemerkt. Wie dann an Stelle des Kaffees der Tee trat, ist an anderem Ort erwähnt.
In der südöstlichen Vorstadt von Colombo liegen die sog. »Zimtgärten« (Cinnamon-gardens), wo einst unter den Holländern dieses sehr gesuchte Gewürz angepflanzt wurde; jetzt liegt an dieser Stelle ein vornehmer Villenort mit Parks und schönen Strassen. Die heutigen Zimtplantagen erstrecken sich aber südlich von Colombo an der Westküste entlang nach Galle zu. Von Moratuva, einer kleinen Stadt mit blühender Zimt-Industrie, war schon die Rede.
Während zur Zeit der Portugiesen noch singhalesische Sammlertrupps den Zimt in den Wäldern suchten, legten die Holländer die oben erwähnten Zimtgärten in Colombo unter dem Schutze ihrer befestigten Faktorei an. 1770 wurde das holländische Zimt-Regierungsmonopol geschaffen und die Pflanze durch Zucht zur höchsten Stufe des Aromas veredelt.
Der Zimt ist die Rinde des Zimtbaums (Cinnamomum ceylanicum). Noch heute wird die Kultur dieses Baumes von einer besonderen Kaste der Singhalesen* besorgt (Tafel 38). Die Pflanze ist eine Lorbeerart, ein hoher grosser Baum, der in Ceylon und Südindien einheimisch ist und bis 100 Jahre alt wird. Sandiger, leichter Boden ist für die Kultur am besten geeignet. Dabei werden die Bäume wie niedriger Schälwald gehalten, und man sucht, lange, gerade, glatte Schosse zu erzielen, die von Zeit zu Zeit zur Gewinnung der Rinde abgeschnitten werden. Die Rinde wird längs gespalten und von den Schälern vom Stock geschält. In Haufen gelegt, macht sie eine leichte Gärung durch, dann wird die äussere Haut mit einem gekrümmten Messer abgekratzt und die Rinde getrocknet. Darauf werden in der Grösse passende Stücke ineinandergesteckt. Es wird in der Regel zu Beginn jeder Regenzeit im Mai und Oktober je ein Schnitt erzielt. Aus dem Abfall der Rinde wird Zimtöl gewonnen. Die beste Sorte Ceylonzimt wird von den Singhalesen päni kurundu genannt.
Bemerkenswert ist, dass, wie heutzutage die Rolle des Zimts in Ceylon keine allzu grosse mehr ist, die Erwähnung des Zimts auch nicht weiter zurückreicht als bis auf Ibn Batuta, der erst 1347 in Ceylon war. Er war einer von jenen abenteuerlustigen arabischen Kaufleuten, deren Blut noch heute in den Adern der Moormen in Ceylon kreist.
Auf fast allen Strassen in kleinen und grossen Ortschaften verkaufen die Moormen meist Waren europäischer Herkunft, während daneben die Tamulen und Singhalesen die Landesprodukte feilhalten. Für den Europäer sind die Läden der letzteren, namentlich die Fruchtläden (Tafel 39), besonders anziehend. Da liegen

* Siehe Kapitel VI: »Salâgamayô« oder »chalias« genannt (Coomaraswami, S. 232).

köstliche Melonen, Kürbisse, die violetten Eierpflanzen, Patlidjan (Solanum melongena), da hängen wundervolle Ananas und Bananen, da liegen Mangos, die angenehmen »Marmelade-Früchte«, Zitronen, Limefruit, auch Brotfrucht, die stachelige Durian-Frucht mit dem hässlichen Geruch und dem guten Geschmack und im September bis November die gesuchten Mangostin. Diese Frucht von der Grösse eines kleinen Apfels ist von köstlicher Süsse und feinem Wohlgeschmack; sie wird meist zerschnitten serviert, weil sie da, mit dem roten Fleisch um die schneeweissen Samenkörner herum, wunderhübsch aussieht. Es soll dies die einzige Frucht Indiens sein, die trotz aller Mühe nicht gelungen ist, auf die Tafel der Königin von England, der Kaiserin von Indien, zu bringen. Es ist auch heute noch eine Luxusfrucht; denn der Baum, der heisses, feuchtes Klima und reichen, gut durchgearbeiteten Boden verlangt, trägt erst mit etwa neun Jahren Früchte; dafür sind es aber auch die Perlen unter den an sich schon herrlichen Obstsorten Ceylons.

Es ist zu wünschen, dass es den Bemühungen der englischen Regierung gelingt, die Bewässerung und den Landbau, die in Ceylon untrennbar zusammengehören, weiter auszubreiten. Bis jetzt ist nur etwa ein Fünftel des bebaubaren Landes tatsächlich angebaut. Grosse Aufgaben und grosse Möglichkeiten liegen noch vor den Bewohnern der glücklichen Insel. –

Von der reichen Ausbeute, die das umgebende Meer dem Ceylonesen bietet, ist schon andeutungsweise gesprochen, aber noch nicht der so eigenartigen Perlenfischerei gedacht. Diese Ernte der See wird nicht alljährlich eingebracht, sondern nur etwa alle 6 bis 20 Jahre, und zwar im Golf von Manaar, südlich der Ceylon mit Indien verbindenden Adamsbrücke, an der Nordwestküste der Insel. Dort gedeihen in einer Tiefe von 10 bis 20 m die kostbaren, gemeinhin »Austern« genannten Muscheln, in denen, wohl meist hervorgerufen durch die Reste einer Bandwurmlarve, die Perlen entstehen. Die lebende Larve gelangt mit dem Muttertier, der Auster, in den Magen eines Hornfisches und mit diesem in den Magen grosser Rochen oder Haie. In diesen wird der Bandwurm geschlechtsreif, und seine Jungen suchen wieder im Meer die Austern auf. Um die Reste solcher Larven setzt sich in der Muschel dann das perlmutterglänzende Kalkkleid der Schmuckperle an.

Sobald bekannt wird, dass von seiten der Regierung in Ceylon ein neuer Perlenfischzug geplant wird, sammeln sich vom Roten Meer und Persischen Golf und den Küsten von Indien in den Monaten März und April die Taucher in der Nähe von Manaar. Dort entsteht eine ganze Stadt von provisorischen Bauten, einschliesslich Gerichtsgebäude und Gefängnis, Büros und Kasernen, ausreichend für einige 30-40000 Menschen, nebst Trinkwasserversorgung und sanitären

Schutzmassnahmen aller Art. Zu diesem Feldlager gehört eine Flotte von einigen 200 grösseren Fischerbooten und dem einen oder andern Regierungsdampfer.
Die Gegend von Manaar ist öde, flach und sandig, der Strand und der Meeresgrund leicht gewellt und steinig, zum Teil mit Korallen bestanden. Da sind nun die Austern mit ihrem Byssus an Steinen oder auch an- und aufeinander angewachsen. Die Fischer mit einem Korb um den Hals tauchen in diese Tiefen, die vom Sonnenlicht noch voll erhellt sind; in raschem Schwimmen über den Grund reissen sie so viele der begehrten Muscheln in den Korb, wie ihnen in den 50 bis 80 Sekunden möglich ist, die sie in der Tiefe zuzubringen vermögen. Zum Heraufziehen werden den Tauchern an Seilen gebundene Steine ins Wasser entgegengeworfen, an die sie sich anklammern. Ist in dieser primitiven Weise der Morgen mit der Taucharbeit verstrichen, dann ruft ein um die Mittagszeit abgefeuerter Kanonenschuss die gesamten Boote ans Land zurück. Auf diesem, in eine wilde Jagd ausartenden Heimwärtseilen werden in den Booten die Muscheln einer ersten Durchsicht, weniger durch die erschöpften Taucher als durch ihre Bootsmannschaft, unterzogen; wenn auch eigentlich nur Ueberflüssiges ausgesondert werden darf, so findet doch schon da manche Perle ihren Weg in die Hand der Fischer. Kaum sind die Boote an Land, so werden die Körbe in das Regierungsgebäude geschafft und dort Boot für Boot, in einzelnen Räumen getrennt, abgestellt. Zwischen der Regierung, die das Monopol hat, und den Tauchern jedes Bootes werden die Austern zu zwei Dritteln an erstere, zu einem Drittel an letztere verteilt. Dies geschieht durch Zerlegung jeder Bootsernte in drei Haufen, von denen der Gouvernementsbeamte einen sofort für die Taucher bestimmt. Diese packen ihn auf und verschwinden damit unter der Menge ihrer Landsleute, die sofort über sie herfallen und ihnen die Austern stückweise abkaufen. Meist ist der Taucher in ganz kurzer Zeit seiner Ernte los und ledig, kann baden und sich von seinem höchst anstrengenden Tagewerk erholen.
Die der Regierung verbliebenen Austern werden nun sehr schnell gezählt, und bis zum Abend ist meist die genaue Anzahl, manchmal verschiedene Millionen Stück, bekannt. Um 9 Uhr abends ist der Regierungskommissar schon in der Lage, den versammelten Kauflustigen die Anzahl der verfügbaren Austern und einen Preis pro Tausend zu nennen; dieser schwankt aber bei dem in der Nacht stattfindenden Verkauf in der seltsamsten und unerklärlichsten Weise, denn einer überbietet immer den andern. In aller Frühe holen dann die glücklichen Steigerer ihre Austern ab, und längst bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, ist das ganze Verteilungsgebäude wieder frei zur Aufnahme der neuen am Frühnachmittag zu erwartenden Tagesernte.
Die Behandlung der Muscheln, insbesondere das Auswaschen der Perlen, ist kein

erfreuliches Geschäft. Man lässt die Muscheln, auf denen sich sofort ganze Wolken von Fliegen einnisten, ungefähr eine Woche verrotten; dann wird eine erste Lese gehalten und dabei die grössten Perlen herausgesucht. Der Rückstand wird in der Sonne getrocknet und dann so lange durchsucht, bis wohl auch die letzte Perle herausgefunden ist. Viele Perlen werden schon an Ort und Stelle weiter verkauft an die Vertreter der zum Teil sehr reichen Händler aus den grossen Städten Ceylons und Indiens. In Colombo sieht man sie oft in ihren kleinen offenen Läden sitzen, wie sie ihre Perlen auf einem ausgebreiteten dunkeln Tuch sortieren und immer aufs neue überprüfen, wägen und ordnen.

Hat das malerische Leben an der sonst so einsamen Meeresküste gegen 2 Monate gedauert, sind die Taucher erschöpft, und haben sich die Perlenhändler mit neuer Ware genügend versehen, dann ordnet der Regierungskommissar die Schliessung des Lagers an, und in kaum ein paar Tagen liegt die Stelle wieder so verlassen und öde da wie vorher.

Uebrigens sind die ceyloner Austernbänke seit einiger Zeit an eine londoner Gesellschaft verpachtet, und damit dürfte wohl die ganze Fischerei nach neuzeitlicher Methode umgestaltet werden, – wenn sich nämlich das Geschäft dann noch lohnt.

Nach einer neuen Zeitungsnachricht hat im Frühjahr 1925 »nach einer Unterbrechung von 19 Jahren« wieder einmal ein »Perlenfischzug« bei Manaar stattgefunden unter Leitung des Meeresbiologen der Regierung von Ceylon.

VI.
GESCHICHTE, RELIGION UND KULTUR VON CEYLON IM WANDEL DER ZEITEN

Zur Geschichte Ceylons überleitend, ist vor allem einiges zu sagen über die Namen, die die Insel zu verschiedenen Zeiten und bei denjenigen Völkern erhalten hat, die schon früh von ihren Wundern und Reichtümern berichteten, über die einheimischen Hauptgeschichtsquellen, die erhalten sind, und schliesslich über die Sprachen, die heute auf der Insel gesprochen und geschrieben werden.

Es ist nicht zu beweisen, dass die Insel vor der Zeit Alexanders des Grossen im Abendlande bekannt war. Bei den Griechen trug Ceylon den Namen Taprobane, dessen sich auch die Schriftsteller des Altertums bedienen. Dieser Name soll eine Ableitung von Tambapanni (Sanskrit: Tamraparni) sein, einer Bezeichnung, die sich auch im Mahavamsa findet. Dort heisst es (Kap. VII), dass Vijaya und seine Mannen, als sie von langer Seefahrt erschöpft an Land gingen, auf ihre Hände niederfielen und von der (schon geschilderten Laterit-) Farbe des Bodens kupferrote Hände bekamen: Tambapanayo. Sie gaben daraufhin der von ihnen gegründeten Stadt und Landschaft den Namen Tambapanni. Die Erklärung ist phantastisch. Man hat auch versucht sie durch andere zu ersetzen, aber bis jetzt ist die Frage noch nicht befriedigend gelöst.

Die erste Berührung Ceylons mit dem Abendlande, von der wir bestimmte Kunde haben, fand im 1. Jahrhundert n. Chr. statt. Ein Schiff mit Römern an Bord war von Aegypten auf dem Wege durch das Rote Meer nach der Südküste von Arabien vom Monsun überrascht und nach Ceylon verschlagen worden, wo die Besatzung anscheinend in der Nähe von Manaar, an der Nordwestküste, landete. Man hatte die Römer freundlich aufgenommen und zum König geführt. Dieser schlug ein Bündnis mit Rom vor und entsandte dazu eine aus einem Raja und drei Begleitern bestehende Gesandtschaft. Wie Plinius berichtet, wurden die Abgesandten vom Kaiser Claudius (41-54 n. Chr.) empfangen, und durch sie erhielt Rom die ersten genauen Angaben über die ferne Insel. So konnte Ptolemaeus, der im 2. Jahrhundert n. Chr. seine grosse Geographie schrieb, von Taprobane schon verhältnismässig Einwandfreies mitteilen. Ein weiterer griechischer Name dieser Zeit, den Ptolemaeus auch gebraucht, war Salike, d. h. das Land des »Salai« genannten Volkes.

Ceylon wird ferner bezeichnet als »Palaesimundu«, und zwar im Periplus maris Erythraei, einem um 60 n. Chr. verfassten Führer und Handbuch des erythraeischen Meeres, womit die griechischen und römischen Geographen den Indischen Ozean einschliesslich des Roten Meeres und des Persischen Golfs bezeichneten. Der Autor

des Periplus war ein ägyptischer Grieche, Kaufmann, nicht Gelehrter oder auch nur besonders gebildet, der vermutlich in Berenike in Aegypten (am Roten Meer) gelebt, aber persönlich die Reise nach Indien gemacht hat. Plinius bezeichnet mit Palaesimundu in Ceylon nur die königliche Residenz, über deren Lage auf der Insel er sichtlich nicht orientiert war.

Die letzten griechischen Schriftsteller, die Ceylon erwähnen, sind Prokop († ca. 562 in Konstantinopel), unter dessen »Serinda« wohl Ceylon zu verstehen ist, und der ägyptische Kaufmann und spätere Mönch Kosmas Indikopleustes, der unter Justinian (527–565 n. Chr.) reiste; Kosmas berichtet auch als erster von einer Gemeinde nestorianischer Christen mit Priestern und Diakonen in Ceylon. Er nennt die Insel Sielediba, was auf den alten Sanskritnamen Simhala-dvipa, die Insel der Löwen oder der löwenmutigen Helden, zurückdeutet. Aus diesem Namen ging dann das arabische Serendib, das portugiesische Ceilão und schliesslich der moderne Name Zeylon oder Ceylon hervor. Die Landeseinwohner selbst nannten, wie noch heute die Singhalesen, die Insel »Lanka«.

Mythen und buddhistische Legenden geben Ceylon ein hohes Alter und umspinnen namentlich den heiligen Berg, den Adamspik, im Altertum Sumanakuta genannt; heute heisst er bei den Singhalesen Samanala.

Im Skandapurana, der Geschichte des Aufstiegs und Falles eines mächtigen Titanen, ist eine der frühesten indischen Traditionen über Ceylon enthalten. Der böse Riese wurde von Skanda oder Karttikeya, dem Gott des Krieges, nach langem Kampfe besiegt. Ein Abglanz dieses Sieges scheint noch die Verehrung zu sein, die der Gott im fernen Südosten der Insel in Karttikeya Grama oder Kataragama geniesst. Dort hatte der Gott nach seinem Sieg die Tochter eines Häuptlings gewonnen, und sie erfreut sich noch heute der Anbetung Tausender von gläubigen Hindus, die selbst vom Himalaya dorthin wallfahrten. Der Tempel, dessen singhalesische Priesterschaft sich der Abstammung von dem Gotte rühmt, ist nur ein unbedeutender Bau, und von seinem einst reich vergoldeten Dach soll nur ein einziger goldener Ziegel übrig sein.

Eine weitere uralte – vielleicht die älteste – indische Tradition, die Ceylon erwähnt, ist die des Ramayana, des berühmten Epos des Valmiki. Es schildert die Entführung der Gattin Ramas, Sita, durch Ravana, den König von Ceylon, und Ramas Kampf und Eroberung der Insel zur Wiedergewinnung der Gattin. Die Adamsbrücke wird als Kriegsbrücke Ramas gedeutet, der bei seiner Rückkehr aus Ceylon das Shiva-Heiligtum von Rameshvaram, eines der besuchtesten in ganz Indien, begründet haben soll. Sita aber ist eine nationale Heldin in Indien geworden, und auch in Ceylon lebt ihr Name noch in Ortsnamen fort, so in Sitakunt, Sitas Teich, zwischen Nuvara Eliya und Hakgala, wo sie von Ravana ge-

fangen gehalten worden sein soll, und in anderen Fluss- und Ortsnamen. Die Darstellung dieser Mythen, wonach Ceylon ein grosser Kontinent zwischen dem malayischen Archipel und etwa Madagaskar gewesen sein könnte, wird durch manche geologische und zoologische Tatsachen anscheinend bekräftigt. Jedenfalls ist möglich, dass Ceylon vorübergehend mit Indien zusammenhing und dass Teile von ihm wieder in der See verschwanden, der Sage nach zur Strafe für Ravanas Missetaten. Der Felsen des Great-Basses-Leuchtturms im Südosten der Insel, den der Reisende nach dem Fernen Osten kennt, wird noch heute »Festung Ravanas« genannt. – Soviel vom Mythos. –

Aber auch auf dem historischen Gebiet ist Ceylon begünstigt. Was manchem Kontinent versagt ist, nämlich eine nicht nur sehr frühe, sondern auch bis auf die heutige Zeit erhaltene, verhältnismässig zuverlässige Geschichtsschreibung, das besitzt die glückliche Insel. Das älteste noch erhaltene Werk ist der Dipavamsa, der mit der Regierung des Mahasena (gest. 302 n. Chr.) schliesst. Wie das spätere, unter seiner Benutzung geschriebene Werk, der Mahavamsa, ist er in Pali geschrieben, einer mit dem Sanskrit verwandten Sprache. Zunächst zum Festlegen der buddhistischen Ueberlieferung und dann bei einer umfangreichen Kommentarliteratur zum buddhistischen Pali-Kanon benutzt, wurde das Pali von Ceylons grossem Geschichtschreiber Mahanama auch bei der Aufzeichnung des Mahavamsa angewandt. Mahanama soll ein Onkel des Königs Kassapa gewesen sein und nach dessen Tod die Festung Sigiri mit andern Mönchen bewohnt haben. Sein Werk ist ein literarisches Kunstprodukt, Kavya, wie dies der Verfasser im Eingangsgesang seines Legende, Sage und Geschichte zu einer Art epischer Dichtung zusammenfassenden Werkes betont. In der modernen Fassung ist der Mahavamsa fortgeführt bis zum 174. König von Ceylon, der 1798 den Thron bestieg und 1815 von den Engländern gefangen genommen wurde. Auf zwei spätere Geschichten Ceylons, die Rajaratnakaraya, »die Edelsteingrube der Könige«, und die Rajavaliya, »die Königsreihe«, braucht nicht besonders eingegangen zu werden, da sie auf Grund des älteren Mahavamsa bearbeitet sind. Die für das vorliegende Buch benutzte Mahavamsa-Ausgabe (Teil I übers. 1837, Teil II 1889) ist die 1909 in Colombo erschienene englische (s. Literaturverzeichnis).

Der Palitext des Mahavamsa nebst neuer englischer Uebersetzung ist von Wilh. Geiger herausgegeben worden (Pali Text Society, London 1908 und 1912). –

Die buddhistische Kirchensprache für das moderne Ceylon ist das Pali, das heute dort mit singhalesischer, in Birma mit birmanischer, in Siam mit kambojanischer Schrift geschrieben wird. Im übrigen ist für den Verkehr mit den Eingeborenen vor allem notwendig das Singhalesische*, eine zweifellos arische Sprache.

* So heisst die moderne Umgangssprache; die klassische Sprache der altsinghalesischen Literatur wird Elu (oder Helu) genannt.

Die nächstwichtige Sprache ist das Tamulische, aber nicht die Schriftsprache, von der in dem alten Werk des Baldaeus die an Winkelhaken reichen Buchstaben übersichtlich wiedergegeben werden, sondern der als Umgangssprache eingebürgerte Dialekt. An den Bahnhöfen in Ceylon ist die Ortsangabe in singhalesischer und tamulischer Schrift ganz geeignet, die Unterschiede der beiden Schriften zu zeigen; die Aussprache steht in lateinischer Schrift stets dabei.

Etwa im ersten Viertel des 5. Jahrh. v. Chr. wurde die Insel Lanka, das heutige Ceylon, von indischen Einwanderern besetzt*, deren Fürst und Führer der Nachwelt unter dem Namen Vijaya, d. h. der Eroberer, bekannt ist. Er soll der älteste Sohn eines Königs von Vanga (Bengalen) gewesen und wegen seines zügellosen Wesens mit einigen hundert Anhängern aus der Heimat verwiesen worden sein.

Nach der Rasse und Sprache, soweit man sie von diesen ersten Eroberern weiss oder erschliessen kann, wäre ferner auch möglich Gujarat im Westen von Nordindien als Ausgangsland für ihre Eroberungsfahrt anzunehmen. Jahreszeitlich und den Monsunen zufolge mehr oder weniger regelmässige Meeresströmungen fliessen an den Küsten von Indien auf Ceylon zu.

Vijaya landete zuerst in einem Hafen Supparaka (vielleicht dem modernen Surat nördlich von Bombay), wurde aber infolge verübter Ausschreitungen durch die zu den Waffen greifenden Bewohner wieder gezwungen, in See zu gehen. Danach landete er in Tambapanni, was von den einen in Nordwest-Ceylon bei Puttalam, von den andern in Südost-Ceylon gesucht wird. Die Landung erfolgte, wenn man den singhalesischen Quellen glauben will, am Tag, als Buddha das Nirvana erreichte, also etwa um 480 v. Chr.

Mit der Ankunft Vijayas und seiner Gefolgsleute war in Ceylon der Grundstein der dortigen Singhalesenherrschaft gelegt; von einem Reich und Staat kann erst später die Rede sein.

Der Name der »Singhalesen« wird von Vijayas Grossvater abgeleitet, der Simha, d. h. Löwe, geheissen, eine Prinzessin entführt und zwei Kinder von ihr gehabt haben soll, deren eines der Vater Vijayas wurde.

Vijayas Landung ist das erste einigermassen beglaubigte historische Ereignis in der singhalesischen Geschichte. Vijaya soll auch den Reis, der damals in Ceylon noch unbekannt war, eingeführt und dem Anbau dieser wichtigsten Nährpflanze in der Kolonie stets seine Hauptsorge gewidmet haben.

Ueber die Ureinwohner, die, soweit bekannt, keinerlei Kulturzeugnisse hinterlassen haben, sind wir auf dichterische Angaben angewiesen, deren historischer

* Siehe dazu, ausser dem Mahavamsa selbst (Lit.-Verz. Nr. 26), den historisch-archäologischen Führer »Ancient Capitals of Ceylon« von John Still (Colombo 1907); zahlreiche Angaben im folgenden sind diesem ausgezeichneten, in Ceylon an Ort und Stelle bewährten Buch entnommen.

Wert sich vielleicht mit dem der homerischen Ilias vergleichen lässt. So zeigt das oben erwähnte Ramayana, dass eine nicht ganz bedeutungslose Menschenrasse in Ceylon um 1000–800 v. Chr. schon sesshaft war. Ungefähr um die Zeit, als man in Indien schriftliche Aufzeichnungen zu machen begann, etwa zwischen 500 und 450 v. Chr., dürfte Vijayas Zug stattgefunden haben; infolge davon ist dieses an sich gewiss nicht unbedingt weltgeschichtliche Ereignis der Nachwelt überliefert worden. Möglicherweise waren aber die helleren Menschen des Nordens auch schon früher in Berührung gekommen mit den dunkleren, von den singhalesischen Geschichtschreibern als Dämonen oder Nagas (= Schlangen oder Schlangenanbeter) bezeichneten Bewohnern von Ceylon, und war Vijayas Zug nur einer der ersten erfolgreichen, aber auch in historischer Zeit nie aufhörenden Versuche, vom nahen Festland aus die paradiesische Insel zu erobern.

Bei seiner Ankunft in Ceylon gewann Vijaya eine Frau, »Kuveni« geheissen, von den Yakkha (d. h. Dämonen oder wohl Dämonenanbeter), der einheimischen Bevölkerung. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm und seiner schwachen Streitmacht, die uneinigen Einheimischen gegeneinander auszuspielen und, ähnlich wie Fernando Cortez Mexiko, sie zu besiegen. Die »Königsstadt« – da sie spurlos verschwunden ist, wohl nur aus Holzhütten bestehend – ward eingenommen, die Yakkha-Krieger zerstreut und ihr König getötet. Dann liess sich Vijaya mit Kuveni in Tambapanni, wo er gelandet war, nieder und zog Verstärkungen aus seiner Heimat heran, die weitere Landesteile besiedelten.

Die Singhalesen forderten nun Vijaya auf, den Königstitel anzunehmen. Er strebte jedoch, bevor er dies tat, eine Heiratsverbindung mit einer der festländischen indischen Dynastien an. Es wurde also an Pandava, den König von Madura, eine Gesandtschaft geschickt und die Hand seiner Tochter erbeten; der König sandte ausser seiner Tochter noch 700 vornehme Mädchen für Vijayas Krieger, dazu Diener, Handwerker, Sklaven, Elefanten, Pferde und Wagen, kurz alles, was dem hohen Rang der Prinzessin angemessen erschien. Vijayas Eroberung und selbständige Stellung auf seiner Insel haben also sichtlich auf den kontinentalen Fürsten bedeutenden Eindruck gemacht. Es ist überhaupt merkwürdig, dass erfolgreiche Inseleroberungen schnell als vollendete Tatsache erscheinen. Dieses in der Geschichte oft, z. B. in der englischen kolonialen Ausbreitung, bestätigte Moment kam auch dem vom Glück begünstigten Konquistador Vijaya zugut, obgleich er erst im Anfang wirklicher Beherrschung seiner Insel stand.

Vor Ankunft der neuen Braut entliess Vijaya Kuveni, die voll Verzweiflung, obwohl sie wusste, was ihr bevorstand, mit ihren beiden Kindern zu den Yakkha zurückkehrte. Noch heute erzählt die Sage von dem »Felsen der Dämonin«, Yakdessagala (bei Kurunägala), dem nördlichsten einer Reihe legendenumwobener

»Gneis-Dome« von 3–500 m Höhe, dass von seinem Gipfel die verstossene Geliebte des Eroberers die Heimatgötter um Rache angefleht habe. Bei den Ihrigen erkannt, ward die Unglückliche als Verräterin umgebracht. Ihre beiden Kinder aber flohen in die wilde Berggegend beim Adamspik, zeugten Kinder und pflanzten so das königliche Blut ihres Vaters fort, das, mit dem anderer Yakkha wohl hie und da vermischt, in den heutigen Wädda letzte, entfernte Vertreter aufweisen mag.
Vijaya starb nach 38jähriger Regierung, ohne einen Erben zu hinterlassen. Auf seine Bitte sandte ihm sein in Vanga regierender Bruder in seinem jüngsten Sohn Panduvasudeva einen Nachfolger. Dieser regierte 30 Jahre in Upatissa, einer jetzt verschwundenen Stadt, die an der Malvatuoya, dem Fluss, der von Anuradhapura nach Norden fliesst, gelegen haben soll.
Panduvasudeva heiratete angeblich eine Shakya-Prinzessin und Verwandte des Prinzen Siddhartha, den wir als den Buddha kennen. Einige ihrer Brüder scheinen sich mit zahlreichem Gefolge in Ceylon niedergelassen zu haben. So erweiterte sich das Singhalesenreich über das ganze Niederland der Insel und schloss schliesslich auch die Provinz Rohana im Südosten der Insel ein, die allmählich ein besonderes – oft nur zu selbständiges – Herrschaftsgebiet wurde.
Panduvasudeva hatte Söhne und eine Tochter, namens Chitta, die ausserordentlich schön, aber von Jugend auf mit dem Fluch behaftet war, dass ihr Sohn die Brüder seiner Mutter entthronen würde.
Diese sperrten sie daher in ein Gemach, das auf einer einzigen Säule aufgebaut und streng bewacht war. Trotzdem bekam sie von einem Vetter einen Sohn, Pandukabhaya, der von zwei Yakkha herausgeschmuggelt und einem Hirten übergeben wurde. Bei diesem blieb er bis zu seinem 16. Jahr. Noch bevor er 17 Jahre zählte, machte er die Prophezeiung wahr, brachte einen Heerhaufen zusammen und führte einen jahrelangen Kleinkrieg gegen die Brüder seiner Mutter – nicht ohne gelegentlich seine Kusine Suvannapali zu entführen und zu heiraten. Schliesslich aber siegte er und gelangte auf den Thron. Er verlegte den Sitz der Regierung nach Anuradhapura, das damals schon einen ziemlichen Umfang erreicht haben muss; sorgfältig wurde – so erzählt die Ueberlieferung – sogar die Müllabfuhr geregelt, 500 Mann waren dafür in der Stadt bestimmt, ferner 200 Mann für den Nachtdienst, 150 Mann als Leichenträger und 150 als Totengräber.
Die Stellung der früheren Landeseinwohner scheint damals infolge der Uneinigkeit der singhalesischen Eroberer untereinander bedeutend gewesen zu sein. Der König der Yakkha soll bei öffentlichen Festen auf einem Thron von der gleichen Höhe mit dem Singhalesenkönig gesessen haben. Während der langen Thronstreitigkeiten hatten die Yakkha stets Pandukabhaya gegen seine Verwandten unterstützt, oder es waren von ihm die beträchtlichen Kräfte der einheimischen

Bevölkerung bei der Usurpation des Thrones benutzt worden, so dass er nicht umhin konnte, ihnen die gleichgeordnete Stellung ihrer Fürsten einzuräumen.
Leider haben die Yakkha keine Inschrift, keine Münze, kein Gebäude, was über sie unmittelbar irgendeinen Aufschluss geben könnte, hinterlassen. Sie waren bei der Ankunft Vijayas noch völlig Wilde und kamen erst durch die ihnen kulturell weit überlegenen Singhalesen selbst weiter. Nach den immer mehr abnehmenden Anspielungen auf die Yakkha in der einheimischen Ueberlieferung scheinen sie ziemlich schnell in den Singhalesen aufgegangen zu sein. Zweifellos lebten aber auch noch wenig oder unvermischte Urstämme ihr wildes Leben in den Bergen und jenseits der Mahaväliganga, wie ja noch heute die Wädda in der Ostprovinz frei herumziehen oder dort in Felsenhöhlen hausen.
Pandukabhaya, der erste bedeutende Herrscher von Ceylon, baute ausser der Hauptstadt Anuradhapura grosse Bewässerungswerke und verteilte das Land unter die sich bildenden Gemeinden. Er starb angeblich nach 70jähriger Regierung im Alter von 106 Jahren (um 437 bzw. 307* v. Chr.). Von seiner Stadt Anuradhapura scheinen keine als solche erkennbaren Reste auf uns gekommen zu sein; man baute wohl damals noch nicht in Stein oder Ziegeln wie 100 Jahre später.
Ihm folgte sein Sohn Mutasiva, der 60 Jahre regierte; er legte in Anuradhapura den grossen schönen Mahamegha-Garten an (Maha gross, megha die Wolke, der Regenschauer, also Garten des grossen Regenschauers – angeblich, weil beim Festlegen seiner Grenzen, der Jahreszeit entgegen, ein starker Regen fiel), den sein Sohn und grosser Nachfolger Devanampiya Tissa (etwa 247–207 v. Chr.), der erste buddhistische König, religiösen Zwecken widmete.
Mit der Einführung des Buddhismus gewann das öffentliche Leben in Ceylon ein ganz neues Aussehen. War der primitive Aberglaube der Yakkha seinerzeit dem reineren Veda-Glauben der kontinentalen Eroberer nicht gewachsen gewesen, so wurde dieser wieder vom Buddhismus zurückgedrängt und überdeckt. Im grossen ganzen waren in dem Zeitraum der vorbuddhistischen historischen Zeit Ceylons, der etwa 250 Jahre umfasst, fast das ganze Niederland von den Singhalesen besetzt und so grosse Bewässerungswerke unternommen worden, dass die Insel dank gesteigerter Produktion den beträchtlichen Menschenzuwachs ernähren konnte. Nur die Gebirgszone war wohl noch von den Yakkha allein bewohnt, im übrigen waren sie in den, im Adel am reinsten arisch verbliebenen, Singhalesen aufgegangen.
Ueber Handwerk in Metall, Stein, Glas oder Ton aus dieser Zeit wissen wir nichts;

* Die zweiten beigefügten Jahreszahlen sind die bei der Uebersetzung des älteren Mahavamsa von Professor Wilh. Geiger errechneten, die er die Güte hatte mir mitzuteilen.

kaum etwas, das auch nur mit einiger Bestimmtheit vor die Zeit von Devanampiya Tissa datiert werden könnte, ist auf uns gekommen. Steinkreise und Dolmen, die in den nördlichen Provinzen hie und da einmal vorkommen sollen, können möglicherweise aus einer sehr frühen Zeit stammen, mindestens so früh, vielleicht auch viel früher als die Invasion Vijayas. Eine vorbuddhistische Kunst in Stein oder Metall gibt es also in Ceylon nicht.

Schon vor seines Vaters Tod war Devanampiya Tissa (der von den Göttern geliebte Tissa) mit Ashoka, dem König von Magadha, damals einem der bedeutendsten Herrscher in Indien, in Verbindung getreten.

Ashoka, Sohn Bindusaras und Enkel jenes gegen Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. auf den Thron von Magadha gelangten Chandragupta, der die seit Alexander dem Grossen eingedrungenen Griechen aus Nordindien vertrieb, war ursprünglich Anhänger des Hinduismus, wandte sich dann aber dem Buddhismus zu und erhob diesen Glauben, ähnlich wie Konstantin der Grosse den christlichen, zur herrschenden Religion seines Reiches. Dieses erstreckte sich über einen ziemlichen Teil von Vorderindien; vom Indus bis zum Gangestal ist noch heute eine ganze Reihe der grossen, in den Felsen gehauenen Edikte des Königs erhalten, in denen er den Buddhismus verkündete; auch Missionare entsandte er nach Kashmir und über den Himalaya, nach Birma und nach Ceylon.

Einer der ersten Schritte Tissas nach seiner Thronbesteigung war nun, an Ashoka Gesandte und Geschenke zu schicken. Dieser erwiderte die Geschenke und forderte Tissa auf, Buddhist zu werden. Die eigentliche Bekehrung des Königs Devanampiya Tissa soll in folgender, wunderbarer Weise vor sich gegangen sein: Der König jagte mit grossem Gefolge in der Nachbarschaft von Mihintale, einem der oben erwähnten »Gneis-Dome« in der nördlichen Tiefebene (östlich von Anuradhapura). Einem Hirsch auf die Höhe des Felsens folgend, stand der König plötzlich einem Manne gegenüber, der sich als Prinz Mahinda, der Sohn Ashokas, zu erkennen gab und nach Ceylon gekommen war, um Buddhas Lehre zu predigen.

Die Art, wie der Legende nach Mahinda die Fähigkeiten des Inselkönigs auf die Probe stellte und seine Aufmerksamkeit fesselte, ist so typisch, dass sie hier Platz finden möge, in der Form von Frage und Antwort (s. Mahavamsa, Kap. XIV).

Mahinda: O, König, wie heisst dieser Baum?

Der König: Er heisst amba, d. h. Mangobaum.

Mahinda: Gibt es ausser diesem noch andere Mangobäume?

Der König: Gewiss, viele.

Mahinda: Und ausser diesem und den andern Mangobäumen, gibt es noch andere Bäume auf der Welt?

Der König: Gewiss, es gibt viele Bäume, aber nicht alle sind Mangobäume.

Mahinda: Ausser den andern Mangobäumen und den Nicht-Mangobäumen gibt es da noch welche?

Der König: Gewiss, diesen Mangobaum!

Mahinda: Beherrscher der Menschen! Du bist weise. –

Und weiter fragte Mahinda: O, König, hast Du Verwandte?

Der König: Gewiss, ich habe viele.

Mahinda: Gibt es Menschen, die nicht zu Deinen Verwandten gehören?

Der König: Gewiss, es gibt viele.

Mahinda: Gibt es aber jemand ausser Deinen Verwandten und denen, die nicht Deine Verwandten sind?

Der König: O gewiss, es gibt einen und das bin ich.

Mahinda: Beherrscher der Menschen! Mögest Du glücklich sein, Du bist weise. –

An dies Gespräch anschliessend, predigte Mahinda die im 27. Sutra des Majjhimanikaya, »der Sammlung der mittelgrossen Lehrvorträge«, enthaltene berühmte Predigt von den Fusstapfen Buddhas. Und dadurch gewannen, der Legende zufolge, er und seine vier Begleiter noch an demselben Tage den König und 40 000 seiner Anhänger für den neuen Glauben.

Die Annahme des Buddhismus als Staatsreligion brachte alsbald auch in Ceylon den Stand der Priester zu einer weltlichen Stellung, deren Höhe kaum mit den strengen Vorschriften des Religionsgründers vereinbar war; die Bedürfnisse des Klerus zu befriedigen, wurde zur obersten aller Pflichten. Die erhaltenen Felsenedikte enthalten fast ausschliesslich Nachrichten über religiöse Stiftungen für die Mönche und die Klöster. Vom König abwärts wetteiferten darin alle Frommen im Lande. So gab die neue Religion – und darin lag ohne Zweifel ein Segen – dem Volk einen ungeheuern Anstoss zur Entwicklung seiner Fähigkeiten auf technischem und künstlerischem Gebiet und führte zur Errichtung von Monumenten, die noch heute den alten Singhalesen die Achtung der Welt erobern, bei den gläubigen Buddhisten aber höchste Verehrung geniessen.

Es ist nicht ganz leicht, der damaligen Priesterschaft Buddhas gerecht zu werden. Gewiss war sie an das Auswendiglernen der kanonischen Schriften weit mehr gebunden, als mit der Entwicklung geistiger Selbständigkeit vereinbar ist, aber sie hat doch auch ohne Zweifel viel von Buddhas weisen Aussprüchen weiteren Kreisen und Generationen überliefert. Wo die Priesterschaft korrupt und habgierig wurde, da führte letzten Endes diese Verschlechterung des einfachen und selbstverleugnenden ursprünglichen buddhistischen Geistes zur Selbstvernichtung der so entarteten Religion.

Auch in Ceylon begann man bald, wie in Indien, dem Wortlaut der Lehre, dem

Buchstaben des Gesetzes, mehr Wichtigkeit beizulegen als seinem Geist. Und die leider sofort einsetzende Reliquienverehrung musste die religiöse Moral schnell zu gewöhnlichem Bilderdienst herabsinken lassen, wobei Symbol oder Reliquie alles, die darin verkörperte Idee aber nichts mehr gilt. In der Reliquienverehrung dieser heroischen Zeiten wurzelt aber doch noch der Ansporn zur Errichtung der gewaltigen Heiligtümer, die die alten Singhalesen unter Leitung ihrer Könige zur Unterbringung von Reliquien und zur Behausung von deren Hütern erbauten und mit aller Pracht, worüber jene fernen Zeiten verfügten, ausschmückten; sie können in ihrer Eigenart und Grösse noch sehr wohl vor der Jetztzeit bestehen. –

Devanampiya Tissa regierte sein Reich 40 Jahre in Frieden. Unter seiner Regierung wurde der Thuparama Dagoba errichtet an der Stelle, wo der König am Eingang von Anuradhapura den Abgesandten und Sohn Ashokas, Mahinda, empfing, und die Schlüsselbein- und Eßschüssel-Reliquie, die auf wunderbare Weise von Ashokas Reich nach Ceylon verbracht wurden, beigesetzt wurden. Es ist der erste Dagoba in Ceylon (Tafel 63). Ferner erbaute dieser König den Mahavihara, das grosse Kloster, den späteren Hauptsitz der buddhistischen Orthodoxie in Ceylon (im Gegensatz zur Abhayagiri-Schule, s. unten); hierzu gehörte der heilige Bobaum, ein Ableger des Feigenbaumes in Buddhagaya (südlich des Ganges, Nordindien), unter dem Buddha die Erleuchtung zuteil ward, später auch noch der sog. Bronzepalast, den Dutthagamani (161–137 bzw. 101–77 v. Chr.) errichtete.

Ferner geht in Anuradhapura auf Devanampiya Tissa das Issurumuniya-Kloster (Tafel 83 bis 85) zurück, eine schöne Anlage in gewaltigen Gneisfelsen, und das Vessagiri-Kloster, weiter südlich gelegen und jetzt eine der interessantesten Ruinen Anuradhapuras mit bemerkenswerten Inschriften. Zahllose andere religiöse Bauten folgten. Auch auf dem Felsen von Mihintale wurde ein Kloster gebaut mit Stupa und 68 noch heute sichtbaren Felsenzellen (Tafel 59, 61, 62).

Als die grösste aller Taten des Königs beschreibt der Mahavamsa, Kapitel XVIII und XIX, die Ueberbringung des Zweiges des heiligen Bobaums nach Ceylon, wo er zum heiligsten Baum der singhalesischen Buddhisten erwachsen und in Abkömmlingen seines uralten Stammes noch heute lebendig erhalten ist.

Unter dem Nachfolger und Bruder Devanampiya Tissas starben Mahinda und seine Schwester Sanghamitta, die beiden grossen Missionare. In der Nähe des Thuparama-Dagoba wurde ihre heilige Asche beigesetzt, die Hälfte der Asche Mahindas aber nach Mihintale verbracht (Tafel 62).

Unter den Nachfolgern Devanampiya Tissas wurde die Insel weiter mit buddhistischen Klöstern bereichert, jedoch begannen schon etwa 70 Jahre nach seinem Tod die Anfänge der tamulischen Einbrüche vom südindischen Festland her. Eine

neue schwere und kriegerische Epoche wird durch sie eingeleitet, in der es nur vereinzelten grossen Königen gelingt, ihr Volk zu erfolgreicher Abwehr der Feinde zusammenzufassen und so zum Siege zu führen.
Von den Yakkha in den Gebirgen hören wir nichts. Sie bleiben geschichtslos wie alle Völker, die keine bedeutenden Männer haben, keine Helden, wie sie den Singhalesen ihr Geschick bescherte in dem grossen buddhistischen Missionar und Kulturbringer Mahinda, in dem mächtigen Devanampiya Tissa, dem Begründer des singhalesischen Staates, und einigen späteren grossen Königen und Führern.
Vom Festland her eroberten die Tamulen in wildem Einbruch mit zahlreicher Reiterei die nördliche Hälfte der Insel, die also wohl schon Strassen besass. Ein Spross des singhalesischen Königs befreite vorübergehend das Land wieder. Nun aber kamen neue Stämme aus der Gegend von Madras; gelegentlich rafften sich die Insulaner zu erfolgreicher Gegenwehr auf und drangen auch wohl auf das Festland vor. Ein Chola-Fürst aber, Elala, soll 44 Jahre (205–161 bzw. 145–101 v. Chr.) in Ceylon regiert haben und hat sicher seinen südindischen Einfluss in dieser Zeit tiefe Wurzel fassen lassen.
Die Verbindungen der Singhalesen mit den Völkern des Kontinents dauerten an, und das kontinentale Blut hat damals die alten Familien stark mit fremden Einschlägen vermischt. Nur die königliche Familie scheint sich noch lange auf das Geschlecht des »Suriyavamsa«, der »Sonnenrasse«, in seinen Heiraten beschränkt zu haben und dürfte so wohl der Vermischung nicht so ausgesetzt gewesen sein.
Im allgemeinen scheinen die Eroberer nur die nördliche Hälfte der Insel beherrscht zu haben. Im übrigen Ceylon regierte die alte singhalesische Linie, vor allem in Rohana und in Kälani, was die weitere Umgebung des heutigen Colombo bezeichnet. Das Hochland selbst hatten wohl noch wilde Ureinwohner inne. Schliesslich waren die beiden Südkönigreiche in den Händen zweier Brüder aus der alten singhalesischen Herrscherfamilie. Diese verbanden sich erst nach langem Bruderkrieg unter dem Druck äusserer Feinde endlich miteinander. Der stärkere der feindlichen Brüder, Gamani, wegen seines Widerstands gegen seinen ängstlichen, tamulenfreundlichen Vater, »Dutthagamani, der aufsässige Gamani«, genannt, drang ins Tamulenreich ein. Von Stellung zu Stellung drang er nach Norden vor, vier Monate belagerte er vergeblich Vijitapura, das durch drei hintereinander liegende Verteidigungsstellungen gesichert war. Schliesslich gelang der Sturm mit Hilfe von Kandula, dem Schlachtelefanten Dutthagamanis, der mit Büffelhäuten auf dem Rücken gegen das geschmolzene Blei, das die Tamulen von den Türmen gossen, gesichert war; die Singhalesen drangen in die Stadt Vijitapura ein und machten die Besatzung nieder. Kurz darauf fiel auch Anuradhapura. Der Tamulenkönig Elala selbst endete unter Dutthagamanis Streichen, und dieser

gewann den Thron seiner Väter. Er bestimmte, dass da, wo Elala gefallen war, er auch verbrannt und begraben würde und dass alle Prozessionen, die an dem Grabmal vorbeikämen, kein Spiel rühren dürften. Man sagt, dass diese Vorschrift bis zur Besitznahme Ceylons durch die Engländer befolgt worden sei.
Nachdem Dutthagamani auch die vom Kontinent herbeigeeilten tamulischen Verstärkungen vernichtet hatte, konnte er sich in weiteren Friedensjahren ebenso gross zeigen wie auf den Schlachtfeldern seines Befreiungskrieges. –
Zwei Charakterzüge der gesamten Geschichte der Insel Ceylon werden in dieser Frühzeit schon erkennbar, einmal die ewige innere Zwietracht, die, und zwar meist von Rohana her, das singhalesische Reich der geschlossenen Einheit, die ihm Devanampiya Tissa und der Buddhismus gegeben hatten, immer wieder beraubte und sogar Verbindung mit dem eingedrungenen Landesfeind, den Tamulen, nicht scheute, wenn es möglich schien, einem schwachen oder arglosen Landeskönig in Anuradhapura die Herrschaft zu entreissen.
Das zweite Moment aber ist der unaufhörliche Kampf mit Südindien. Ständiger Austausch von Gefangenen führte dabei zu einer sehr tiefgehenden Beeinflussung der singhalesischen Rasse und Kultur im allgemeinen und der Architektur im besonderen (s. u. a. die Tafeln 86, 87 und die der späteren Hindutempel, 100–102). Auch in Ceylon hat, wie in der Geschichte Japans und Englands, eine zwei Jahrtausende dauernde, manchmal friedliche, aber viel häufiger kriegerische Auseinandersetzung mit dem Kontinent unverwischbare Spuren hinterlassen; denn diese ist ihrer Natur nach ein Kampf um Sein oder Nichtsein und führt entweder zu einer gewaltigen Stärkung oder zur Vernichtung einer Rasse. Im 16. und 17. Jahrhundert haben weder die Portugiesen noch die Holländer in ihrer je etwa 140jährigen Herrschaft die ganze Insel unterwerfen können, sondern sich stets mit den Niederungen begnügen müssen. Aber der erbitterte Widerstand, den noch vor etwa 100 Jahren die Singhalesen den Engländern entgegensetzten, zeigte, dass alle früheren Kämpfe mit festländischen Mächten ihre Widerstandskraft nicht völlig gebrochen hatten. Die Insulaner erlagen erst anderen Insulanern, die zäher und stärker waren als sie; langsam wichen sie aus den künstlich bewässerten Niederungen, wo die Stauwerke dem Feinde immer schwache Stellen boten, allmählich bis in die Berge zurück und haben erst in Kandy ihre letzte Hauptstadt verloren (1815). –
Dutthagamani regierte in Anuradhapura 161–137 bzw. 101–77 v. Chr.; ihm verdankt die Stadt ihre bedeutendsten Bauten. Bald nach dem entscheidenden Sieg soll der Mirisväti Dagoba mit Kloster errichtet worden sein. Aber die grössten Bauwerke des Königs waren der Ruvanväli (Goldsand) Dagoba (Tafel 64–69) und der Lohamahapasada oder Bronzepalast, ein riesiges, neunstöckiges Kloster,

errichtet auf 1600 mit Gold, Silber und Kupfer geschmückten Steinpfeilern, von denen die meisten heute noch stehen.
Im ganzen 99 Klöster soll der unermüdliche König gebaut haben, und noch auf dem Totenbett wünschte er, den Ruvanväli Dagoba vollendet zu sehen. Sein Bruder Tissa liess daher, um den Sterbenden zu erfreuen, aus Bambus und weissem Stoff, der in Form einer Stupa-Spitze bemalt wurde, eine Vollendung vortäuschende Ersatzspitze anfertigen und auf der Höhe des Bauwerks aufrichten.
Der König hinterliess einen Sohn, aber dieser verzichtete auf den Thron, um ein Mädchen niederer Kaste, Ashokamala, das er liebte, nicht verlassen zu müssen. Statt seiner bestieg Dutthagamanis Bruder Saddha Tissa den Thron. Er liess viele Klöster und Bewässerungsanlagen errichten und regierte 18 Jahre.
Unter seinen Nachfolgern wurden Klöster und – wie ausdrücklich erwähnt wird – steinerne Bauten aufgeführt, und die Priesterschaft gelangte zu grosser Macht. Dann brach aber wieder ein Chola-Sturm von Südindien über das Land herein, dessen der Singhalesenkönig Vattagamani erst nach 15jährigem Krieg Herr wurde. In den ihm noch beschiedenen 12 Friedensjahren (88–76 bzw. 29–17 v. Chr.) wurden weitere buddhistische Bauten errichtet, z. B. in Dambulla (Tafel 60) und in dem berühmten Aluvihara, wo die bis dahin mündlich überlieferten Lehren Buddhas schriftlich festgelegt worden sein sollen.
Von der gewaltigen Energie dieses Herrschers legt in Anuradhapura der Abhayagiri Dagoba Zeugnis ab mit ausgezeichneten Steinskulpturen (Tafel 70, 71).
Unter seinem Nachfolger soll die Herstellung von Zucker aus Zuckerrohr begonnen haben; unter dessen Nachfolger aber wütete, vermutlich weil wieder feindliche Einfälle die Anlagen für Bewässerung zerstört hatten, eine Hungersnot. –
Unter Vasabha (66–110 bzw. 124–168 n. Chr.) wurde Anuradhapura mit Wall und Graben umgeben. Dann folgten wieder Einfälle aus Südindien und Befreiungskämpfe der Singhalesen, deren frommer König Voharika Tissa (215–237 bzw. 263–285 n. Chr.) die Tortur abgeschafft hat.
Einer der frömmsten Herrscher des Landes aber war der 252–254 bzw. 300–302 n. Chr. regierende Sanghabodhi I. Seiner Frömmigkeit gelang es, eine Augenentzündungsepidemie zu vertreiben und in einer furchtbaren Dürre vom Himmel Regen zu erbeten. Er warf sich nämlich auf den gepflasterten Hof des Ruvanväli Dagoba nieder und schwor, er werde sich nicht erheben, bis ihn nicht das Wasser hinwegschwemme. Der Regen fiel in Strömen, aber der König war nicht zum Aufstehen zu bewegen, bevor sich nicht sein Schwur erfüllt habe. Seine Umgebung warf daher rings um ihn herum einen kleinen Damm auf, bis der fromme König, von dem sich ansammelnden Wasser getragen, seinen Schwur erfüllt sah und sich erhob.

Aus dieser Zeit stammen die feinen schlanken Pfeiler, die den Thuparama Dagoba (Tafel 63) umgeben, und der Ambatthala Dagoba (Tafel 62) in Mihintale. Zahllose Klöster, Kanäle, Stauweiher entstanden; Anuradhapura wuchs und verschönte sich (Tafel 70–81). Das Volk mehrte sich und die Priesterschaft mit ihm; sie wurde allmählich eine schwere Bürde für das Land.

Mit Mahasena kam (277–304 bzw. 325–352 n. Chr.) ein König auf den Thron, der sich gegen die überwältigende Herrschaft des buddhistischen Klerus auflehnte. Nach neun Jahren vergeblichen Kampfes musste er aber einlenken und erbaute in Anuradhapura das grosse Jetavanarama-Kloster (Tafel 82) mit Dagoba und eine Reihe anderer Gebäude. Ueberwältigend sind seine Bewässerungsanlagen. Der berühmte, noch jetzt landschaftlich einzige Stausee von Minneriya und der noch heute Anuradhapura durch einen über 80 km langen Kanal mit Wasser versorgende Tank von Kaluväva sind seine Werke, beides Wasserflächen, die einen gewaltigen Eindruck machen.

Mit ihm, der nach 27jähriger Regierung starb, endet in der Königsfamilie die reine Rasse der Suriya, die auf Vijaya zurückgeht. Seine Söhne und deren Nachfolger waren eine andere Blutmischung, denn die Königin soll niederen Ranges gewesen sein.

Mahasenas Sohn sah den heiligen Zahn Buddhas von Indien nach Ceylon kommen, wo er um 312 bzw. um 360 n. Chr. in Anuradhapura beigesetzt wurde. Es ist auf die Schicksale dieser Reliquie noch zurückzukommen.

Ein anderer Sohn von Mahasena, berühmt als Maler und Bildhauer, folgte. Dessen Sohn Buddhadasa war ein ausgezeichneter Arzt und Operateur, baute Hospitäler und richtete sanitäre Ueberwachung für Menschen und Tiere ein.

Dessen Sohn Upatissa II. (370–412* n. Chr.) baute Krüppel- und Blindenheime. Eine seiner Bewässerungsanlagen ist der See von Topaväva, an dem später die Stadt Polonnaruva erbaut wurde, die an Stelle von Anuradhapura Hauptstadt von Ceylon werden sollte. Unter seiner Regierung ist der berühmte chinesische Buddhist und Pilger Fahsien auf seiner 399–414 n. Chr. dauernden Pilgerfahrt nach Ceylon gekommen. Wir verdanken ihm, der dort zwei Jahre blieb, eine in den buddhistischen Kanon aufgenommene Reiseschilderung, aus der hervorgeht, wie zahlreich die buddhistischen Mönche und wie reich die Klöster waren. Auch Buddhaghosa kam unter seiner Regierung nach Ceylon; er studierte in Anuradhapura die buddhistischen heiligen Bücher, das sog. Tripitaka, und überarbeitete die riesige, in Pali geschriebene Kommentarliteratur zu den Haupttexten. Er war

* Auch diese und die folgenden Zahlen dürften sich verschieben, jedoch ist dafür das Erscheinen der neuen Mahavamsa-Uebersetzung von Professor Wilh. Geiger abzuwarten, die sich in Vorbereitung befindet.

so berühmt, dass schon 489 n. Chr. ein Paliwerk von ihm (die Samantapasadika, ein Kommentar zum Vinayapitaka) ins Chinesische übersetzt wurde.
Dann folgten wieder Jahrzehnte der Besetzung durch die Tamulen, während deren die Singhalesen sich nur in Rohana hielten, im Südosten der Insel.
Damals fanden die Tamulen in Ceylon ein unglückliches Staatsgebilde vor, dessen umstrittene Herrschaft geteilt war zwischen einem meist unfähigen König und einer gegen die Angriffe der Feinde wehrlosen Priesterschaft.
Wie schon ausgeführt, wurde Dhatusena, von königlichem Blut, aber ursprünglich Priester, der Retter des Staates, aber von Kassapa, seinem Sohn, und seinem Schwiegersohn ums Leben gebracht. Des Schicksals Kassapas und der eigenartigen Festung Sigiri ist bereits Erwähnung getan. Nach kurzer Unterbrechung wurde unter Kassapas Nachfolger Anuradhapura wieder Hauptstadt von Ceylon, sollte es aber nicht mehr allzu lange bleiben.
Ceylons dunkle Zeit hebt an. Von Piraten ward die Seeküste heimgesucht. Selten war die Insel unter einem König vereinigt, selbst wenn er, was nur vereinzelt vorkam, seine Regierungszeit nach Jahrzehnten bemessen konnte. Häufig waren die Anstürme der Tamulen, unaufhörlich der innere Krieg. »Prätorianer« rissen den Thron an sich wie im Zeitalter des niedergehenden Rom. Vergebens versuchte Silameghavanna (614–623), die sich bekämpfenden buddhistischen Sekten des Mahavihara und der Abhayagiri-Schule zur Einigkeit zurückzuführen. – 846 n. Chr. ward Anuradhapura niedergebrannt und geplündert und die Hauptstadt endgültig nach Polonnaruva verlegt. Leider fehlen gerade aus dieser Zeit in Stein gehauene Zeugnisse.
Anuradhapura blieb aber die Obhut der nationalen Heiligtümer, während Polonnaruva näher an dem Gebirge, der natürlichen Festung von Ceylon, sicherer lag. Es ist kaum zu sagen, wann es endgültig vor Anuradhapura den Vorrang gewann, wo die heiligen Reliquien und die grössten Tempel in den Augen des Volkes noch immer einen verklärenden Schimmer, wenn auch über eine Trümmerstätte, verbreiteten.
866 n. Chr. starb Sena I. (Sila Megha) in Polonnaruva. Kaum eine singhalesische Familie dürfte zu dieser Zeit noch von tamulischem Blut ganz frei gewesen sein. Sena II. (866–901) teilte die Königsmacht zunächst mit seinem Bruder und hielt weise Eintracht. So gelang es, die Tamulen in Südindien vernichtend zu schlagen, ihre Stadt Madura zu nehmen und vieles, was sie aus Ceylon geraubt hatten, wieder zurückzuführen. Dann aber musste sich Sena der Wiederherstellung der Bewässerungsanlagen, des Landbaus und der zahllosen zerstörten Bauten widmen. Aber erst unter seinem vierten oder fünften Nachfolger, ungefähr 100 Jahre nach der Plünderung von Anuradhapura, waren die Wunden des Landes wieder einigermassen geheilt.

Unter Mahinda IV. (975–991 n. Chr.) wurde ein Angriff der südindischen Chola zwar noch mit Erfolg abgeschlagen, aber seine Regierung war die letzte Friedenszeit für Anuradhapura. Es folgten innere Kämpfe, und Rohana ward erneut der Zufluchtsort der Singhalesen, während die Insel von äusseren und inneren Feinden verwüstet ward. Selbst Polonnaruva war oft und lange in den Händen der Chola bis Vijaya Bahu I. (oder Sanghabodhi IV.) 1065–1120, aus königlichem Blut entsprossen, nach 15jährigen Kämpfen wieder ganz Ceylon unter seinem Zepter vereinigte. Drei Monate verbrachte er dann in Anbetung vor den Heiligtümern von Anuradhapura. Als Residenz aber wählte er Polonnaruva und zog nur zu seiner Krönung nach Niederwerfung eines Aufstands noch einmal nach der heiligen Stadt. Stark und furchtlos, aber unaufhörlich von neuen Aufständen, bald von Rohana her, bald in seinem eigenen Heer bedroht, beherrschte dieser grosse König über ein halbes Jahrhundert lang die Insel.

Polonnaruva ward mit Wall und Graben befestigt, Klöster und Tempel errichtet und durch aus Birma ins Land gezogene Priester die von den ewigen Kriegen dezimierte und demoralisierte ceylonesische buddhistische Kirche zu neuem Leben erweckt.

Vikrama Bahu I. (1121–1142), ein Sohn Vijaya Bahus, war Statthalter in Rohana; er sah sich bald durch seine Vettern, die drei Söhne der Prinzessin Mitta, der Schwester seines Vaters, um den Thron betrogen. Sechsmal brach er ihren Widerstand. Schliesslich hatte er den Norden, sie den Süden der Insel inne, und alle vier pressten das unglückliche Ceylon aufs furchtbarste aus. Vikrama Bahu, aller Wahrscheinlichkeit nach in dem Hinduglauben seiner Mutter, einer Prinzessin von Kalinga, erzogen, bemächtigte sich sogar der buddhistischen Kirchengüter und verteilte sie unter seine Anhänger. Der heilige Zahn und die Almosenschale Buddhas aber wurden von den Priestern im Süden der Insel im geheimen aufbewahrt.

Wieder war im Auf und Nieder seiner Geschichte das unglückliche Ceylon in raschem Verfall, in allgemeiner Auflösung.

Inzwischen hatte sich der älteste der drei Vettern Vikrama Bahus mit einer Kusine Ratanavali, Vikrama Bahus Schwester, vermählt. Aus dieser Ehe entsprang Parakrama Bahu, dem die Geschichte den Namen des Grossen gab. Aus dem Stammbaum dieses Königs ergibt sich, dass in sechs Generationen von 64 seiner Vorfahren 42 fremden und nur 22 singhalesischen Blutes waren. Die einstmals enge Verbindung zwischen Volk und Herrscher bestand nicht mehr. An Stelle des Buddhismus machten Hinduglaube und Aberglaube sich breit, und dauernde innere Kriege dezimierten die einzelnen Volksstämme.

Die Jugend Parakrama Bahus, dessen Mutter nach seines Vaters Tod sich zu

Vallabha, einem der drei Vettern Vikrama Bahus, zurückgezogen hatte, verlief unter dauernden Kämpfen um den Thron. Parakrama begab sich bald zu seinem kinderlosen Oheim Kittisirimegha, der seinen Neffen sehr liebte. Dort ward ihm eine fürstliche Erziehung zuteil; er machte alle Reisen des alten Fürsten mit und wurde bei einer solchen Gelegenheit mit der heiligen Schnur der Brahmanen geschmückt.

Bald aber führten ihn Ehrgeiz und Abenteuerlust, die er durch die Lektüre der romantischen alten Geschichte der Könige genährt hatte, dazu, einen Raubzug gegen den nördlichen Teil von Ceylon zu unternehmen, wo Gaja Bahu, sein Vetter, regierte. Nach mancherlei Rückschlägen beschloss er, sich mit Gaja Bahu zu vertragen, und nahm geradezu dessen Gastfreundschaft in Anspruch. Mit aller Hinterlist drang nun Parakrama in die Geheimnisse seines Vetters ein und gab ihm sogar seine eigene Schwester zur Frau. Während er selbst in Polonnaruva den harmlosen Gast spielte, waren seine Spione überall tätig. Schliesslich aber musste er vor der erwachenden Eifersucht seines Vetters fliehen. So gelangte er wieder zu dem von ihm schnöde verlassenen Oheim und zu seiner Mutter, die beide ihn wie einen verlorenen Sohn aufnahmen.

Ceylon war damals in drei Reiche gespalten, Gaja Bahu war im Besitz der nördlichen Hälfte, die sich bis in den Distrikt von Kandy hinein erstreckte; den äussersten Süden, vor allen Dingen Rohana, hielt Manabharanas Familie. Was übrig war, also etwa die heutige Westprovinz und Sabaragamuva, war das Gebiet Parakramas, dessen Verwaltungsgenie es gelang, einen wahren Garten mit den grossartigsten Bewässerungsanlagen der Zeit daraus zu gestalten. Dies hatte er erkannt als erste Vorbedingung für erfolgreiche Durchführung seiner Lebensaufgabe, der Vereinigung ganz Ceylons unter einer Herrschaft.

Dass schon damals Geld zum Kriegführen gehörte, blieb diesem Napoleon Ceylons nicht verborgen; eine musterhafte Finanzordnung, namentlich Edelsteinhandel ins Ausland, setzte ihn instand, seine Armee, der er viele Tamulen, ja sogar Wädda einverleibt haben soll, auf Kriegsfuss zu bringen. Bestechung tat das übrige und gab den Bezirk von Kandy als ersten Erfolg in seine Hand, dem dann der eigentliche Kriegszug in das Reich Gaja Bahus folgte. Nach schweren Kämpfen nahm er Anuradhapura und den ganzen Nordwesten, auch lag im Osten das Mahaväliganga-Knie noch in seinem Besitz. Jetzt suchte auch Rohana ein Bündnis nach. Parakrama scheint nun Gaja Bahu entscheidend geschlagen und Polonnaruva erobert zu haben. Hierbei gingen seine Truppen in ihrer Zerstörungswut zu weit, das ganze Land stand auf gegen die verwilderte tamulische Soldateska, so dass der gewandte Fürst von Rohana sich Polonnaruvas bemächtigen konnte; aber nicht lange erfreute er sich des Besitzes. Parakrama und Gaja

Bahus Truppen verbanden sich und nahmen die Stadt wieder. So wogte das Kriegsglück schnell hin und her. Als aber kurz darauf Gaja Bahu starb, folgte ihm Parakrama Bahu und schien schon nah am Ziel. Es bedurfte jedoch noch vieler Kämpfe, und erst, als auch der König von Rohana starb, fand sich Parakrama Bahu im vollen Besitz der Macht über das geeinigte Ceylon, das er nun noch 33 Jahre regierte, etwa 1164–1197.

Vor allem schlichtete Parakrama Bahu, was besonders für die Grösse seiner Macht und Persönlichkeit spricht, den jahrhundertelangen Streit innerhalb der buddhistischen Kirche zwischen den Mönchen des Mahavihara, des Abhayagirivihara und des Jetavanarama.

Die heutigen Ruinen von Polonnaruva aber legen Zeugnis ab von Parakrama Bahus Herrlichkeit (Tafel 86, 87). Im Stil und Aufbau sind die Bauten ausgesprochen hinduistisch. Was der Mahavamsa darüber berichtet, lässt ahnen, welche Prachtentfaltung die Stadt damals gesehen hat, wenn auch leider kaum eine der Ruinen nach dem Mahavamsa sich mit Sicherheit identifizieren lässt.

Auch die dem buddhistischen Teil seines Reiches vor allem teuere Stadt Anuradhapura erfreute sich Parakramas Fürsorge und die in den Tamulenkriegen verfallenen oder zerstörten und nach Kostbarkeiten durchwühlten Reliquienbauten wurden neu hergestellt.

Von buddhistischem Einfluss zeugt ein Gesetz Parakramas, das vier Schontage im Monat für alle Tiere zu Land und Wasser verordnet.

Wie erwähnt, waren inzwischen Buddhas Zahn und Almosenschale in Rohana verborgen gehalten worden; jetzt erhob sich die Herrscherin dieses Landes, Sugala, und suchte, gestützt auf diese heiligsten Reliquien, sich in Ceylon zur Herrschaft zu bringen. Es gelang aber Parakrama, die Reliquien zu erobern und nach Polonnaruva zu bringen; in erfolgreichem Feldzug wurden die weiteren Aufstände allmählich erstickt.

Parakrama Bahu sandte sogar Expeditionen übers Meer nach Birma und Kamboja, führte Elefanten ein und hatte in Hinterindien und Südindien eine Reihe von Kolonien und Schutzgebieten. Viele Tamulen führte er als Gefangene zur Zwangsarbeit nach Anuradhapura, das ihre Landsleute so sehr zerstört hatten. Auch die Insel Rameshvaram mit ihrem berühmten riesigen Hindutempel gehörte zeitweise zu seinem Reiche.

Die Kriegszüge des grossen Königs waren zu Ende. Es folgte nun (bis 1197) die höchste und letzte Glanzzeit, die das seit Dhatusena (463-479 n. Chr.) immer wieder so furchtbar heimgesuchte Ceylon noch gesehen hat. Vor allem wurde das allein die Ernährung sichernde System künstlicher Bewässerung überall wieder hergestellt und auf weite Strecken neu aufgebaut.

Von der ihm verliehenen Brahmanenschnur scheint Parakrama später weniger Gebrauch gemacht zu haben; der Buddhismus, das kann dem großen König nicht entgangen sein, war zweifellos die höherstehende und für die Zwecke seiner segensreichen, absolutistischen Regierungsform geeignetere Religion. Mag manche Geschichtsschreibung in der Tyrannis dieses Inselkönigs, der rücksichtslos die Kräfte seines Landes zu gewaltigen Werken der Bewässerung, der Befestigung und der religiösen Baukunst zusammengefasst hat, einen Fluch für sein Volk erblicken, eines ist sicher: ohne ihn hätten innere Kriege ein der Hungersnot, feindlichem Einbruch und Plünderung dauernd ausgesetztes Volk nutz- und ehrlos zerfleischt. Das Ceylon Parakrama Bahus des Grossen aber steht als ein historisches Reich, bewundert, unvergessen und unauslöschlich in der Geschichte da.

1197 starb Parakrama Bahu und hinterliess seinem Neffen Vijaya Bahu II. ein blühendes Land. Dann folgten wieder Mord auf Mord und innerer Krieg. 18 Jahre nach dem Tode Parakrama Bahus eroberte und zerstörte Magha Kalinga Polonnaruva und vernichtete seinen Glanz für immer. In weiteren 70 Jahren bemächtigte sich der Urwald der Stadt, und unter dem Schatten der Palmen und der Lianen verfiel, was die Nachfolger des grossen Königs zu erhalten nicht die Fähigkeit hatten. Die nördliche Ebene wurde ein Opfer des Dschangels, und die südliche Hälfte des Landes wird zunächst der Hauptschauplatz der ceylonesischen Geschichte. –

Bei der Betrachtung der Ruinen aus jener Zeit aber, und wenn man die Seiten der Geschichte der herrlichen Tropeninsel durchblättert, wird eines klar: unendlich ist der Krieg auch in diesem Lande gewesen! Wie kleine Inseln zwischen jahrzehntelangem Blutvergiessen muten die Friedensperioden an. Niemals sind sie etwas anderem zu verdanken als dem Genius und der unerbittlichen Energie und Strenge grosser Männer, wie sie ein Volk, und sei es das begabteste, und ein Land, und sei es das reichste und von der Natur begünstigtste, eben doch immer nur vereinzelt in Jahrhunderten hervorbringt! –

Im Laufe der kommenden Zeit musste der Regierungssitz in Ceylon nach Dambadeniya, Yapahu und Kurunägala, in dem Distrikt gleichen Namens, Gampola, Kotte, Sitavaka und schliesslich nach Kandy verlegt werden.

Unter den späteren Königen ragt Parakrama Bahu II. (1240–1275) von Dambadeniya hervor, neben seinen Fähigkeiten als Krieger und Verwalter auch durch seine Gelehrsamkeit. Schon sein Vater Vijaya Bahu III. (1236–1240) hatte den Unterricht mit allen Mitteln gefördert, in jedem Dorf unentgeltliche Schulen eingerichtet und die als Lehrer tätigen Priester aus eigenen Mitteln schadlos gehalten. Die besten Schüler seiner Schulen nahm er in den Klerus auf, der, wie noch heute in allen südbuddhistischen Ländern, zugleich die Lehrer des Volkes stellte.

Parakrama Bahu II. von Dambadeniya regierte 35 Jahre; er vereinigte ganz Ceylon noch einmal unter einer Herrschaft und tat das Mögliche für die Wiederherstellung der beiden Hauptstädte Anuradhapura und Polonnaruva.
Unter Parakrama Bahu VI. (1410–1462), der in Kotte regierte, wurden zwei Hochschulen errichtet, eine in Totagamuva, die andere in Keragala. Leiter der ersteren wurde der berühmte Shri Rahula Sthavira, Ceylons bedeutendster Dichter, der von dem Kloster, wo seine »Vijaya Bahu Pirivena« genannte Hochschule sich befand, den Namen Totagamuva empfing. Buddhisten und Hindus, Klerus und Laienwelt wurden dort in Theologie, den Veden und der Astronomie, in Medizin, Prosa und Poesie unterrichtet sowie in den vier Sprachen Sanskrit, Pali, Singhalesisch und Tamulisch.
Interessant ist die Verschiebung der Bevölkerung: Ende des 13. Jahrhunderts war die Verteilung etwa folgende: in der Nordprovinz, also dem Tiefland, 31%, in Rohana, dem Osten und Süden, 52% und in dem Colombo- und Kandy-Distrikt von heute 17%. In der Gegenwart ist die Verteilung ungefähr 20%, 45% und 35%. Die Bevölkerungsabnahme wird besonders bemerklich, wenn man die Halbinsel Jaffna von heute nicht mitzählt, sondern nur das klassische Land der Königsherrschaft betrachtet, nämlich Manaar, Anuradhapura und Mullaittivu, drei moderne Distrikte, die etwa ¼ von ganz Ceylon ausmachen und doch heute nur ca. 3% der Gesamtbevölkerung beherbergen. Deutlich ist erkennbar, wie durch die Vernachlässigung der grossen Bewässerungssysteme Bevölkerung und Wohlstand sich aus den alten Sitzen weg und nach der Küste gezogen haben, wo die Europäer und mit ihnen der südindische Arbeiter und Handelsmann sich einstellten und eine ganz andere, neue Quelle für den Wohlstand durch den Ueberseehandel sich auftat. Kein Zweifel, dass nur weiter ausgedehnte Bewässerung im Niederland und Ausbreitung der Pflanzungen in den Bergen den Volkswohlstand und gleichzeitig auch den Ueberseehandel werden heben können.
Zwischen dem 10. und 15. Jahrhundert glitt der Handel der Insel mehr und mehr in die Hände der Araber, die die unbestrittenen Herren des Indischen Ozeans wurden. Perlen, Edelsteine, Gewürze und Elefanten waren die Produkte von Ceylon, aber auch Ost- und Südasien brachten durch die Chinesen ihre Waren nach Ceylon zum Umtausch mit denen der Araber aus Vorderasien. Die arabischen Abenteurer liessen sich in Indien und Ceylon an den Küsten nieder, heirateten Eingeborene und kamen, da die Seehäfen tatsächlich in ihrer Hand waren, zu grosser politischer Macht, selbst über den Singhalesenkönig, der zur Ohnmacht verurteilt in seiner binnenländischen Residenz sass. Selbständige Tamulenhäuptlinge regierten z. B. in Batticaloa, Jaffna und weiteren Orten im Westen und Süden.
Gegen Ende des 13. Jahrhunderts besuchte der berühmte Reisende Marco Polo

Ceylon, aber seltsamerweise tut er, der so gewissenhafte Beobachter, der bald Ceylons Ruf auf der ganzen Welt verbreitenden Zimtpflanze noch nicht Erwähnung wie seine Zeitgenossen Kazwini und Joh. v. Montecorvino (Yule, a. a. O. S. 315).

Die singhalesischen Könige verloren 1288 an die Tamulen mit ihrer Hauptstadt Yapahu den Zahn Buddhas und waren auch weiterhin in ihrer kleineren Hauptstadt Gampola nicht in der Lage, sich mit den Tamulenkönigen zu messen. Da erstand dem Volke in Alakeshvara, einem aus tamulischem Stamm (Chola) entsprungenen, aber mit dem königlichen Haus von Ceylon durch Heirat verbundenen Prinzen, obwohl er nur den Rang eines Prabhuraja oder Vizekönigs bekleidete, der Retter. Nach 20jähriger Vorbereitung gelang es ihm, die zum Angriff gegen Süden vorgegangenen Tamulen entscheidend zu schlagen und ihnen die ganze Insel bis Jaffna zu entreissen. Als Volksbefreier neben dem Singhalesenkönig, doch im Alleinbesitz der Macht, reinigte er die buddhistische Kirche durch ein besonderes Konzil, bei dem er selbst den Vorsitz führte, schützte die Wissenschaft und liess die Städte mit schönen Gebäuden schmücken.

Zu dieser Zeit (1408 n. Chr.) erschien ein chinesischer Admiral, der auf Befehl seines Kaisers von Alakeshvara Tribut forderte, weil dieser nicht dem wahren Glauben anhinge, sondern die Buddhisten tyrannisiere. Alakeshvara hing zwar, was auch anderweitig überliefert wird, dem Hinduismus an, aber der Mahavamsa stellt in Abrede, dass er die Buddhisten tyrannisiert habe, mit der ausdrücklichen Angabe, er habe Kirche und Königreich nach Kräften gefördert. Da der Schreiber des Mahavamsa Buddhist war, so kann sein Zeugnis wohl unbedenklich angenommen werden. Alakeshvara lehnte also die Zumutung ab und vertrieb die Chinesen. 1412 aber kehrten diese zurück und nahmen in erfolgreichem Nachtangriff den König und seine Familie gefangen und nach China mit, wo 1403 bis 1425 der Ming-Kaiser Yung Lo regierte. Als man ihm die Gefangenen vorführte, hatte er Mitleid mit ihnen und wies sie an, einen tüchtigen Mann aus der königlichen Familie zur Besetzung des Thrones namhaft zu machen. Die Gefangenen erklärten sich gern mit dem Vorschlag einverstanden; es wurde ein Abgesandter nach Ceylon geschickt, der den Erwählten mit einem Siegel ausstatten und in seiner königlichen Würde als Vasall von China bestallen sollte. 50 Jahre lang hatten dann die Könige von Ceylon nach China Tribut zu bezahlen. Der von den Gefangenen namhaft gemachte König aber dürfte nach den chinesischen Gewährsmännern Parakrama Bahu Raja oder Parakrama Bahu VI. gewesen sein, der bis 1462 in Kotte regiert hat und dem in dem oben erwähnten Totagamuva ein beredter Dichter erstand.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts (1505 n. Chr.) erschien vor Ceylon zum ersten-

mal eine portugiesische Flotte, die von Goa ausgesandt war, um ihre arabischen Osthandelskonkurrenten abzufangen und die die Strömung bis Galle geführt hatte. 1515 erschien sie wieder, diesmal in Colombo. Die ceylonesische Chronik berichtet, dass im Hafen eine Rasse sehr weisser und schöner Menschen erschienen sei, die eiserne Schuhe und Hüte trügen und sich nirgendwo länger aufhielten. Sie ässen eine Art weisse Steine und tränken Blut; sie hätten Geschütze, die lauter als Donner tönen und deren Kugeln auf eine Meile Entfernung ein Schloss aus Marmelstein zu brechen vermöchten.

Der damals regierende König Dharma Parakrama Bahu IX. (1505–1527) hoffte auf portugiesische Unterstützung in seinem Kampf mit den Tamulen und genehmigte den Portugiesen die Errichtung einer Faktorei, die diese aber alsbald in eine Festung verwandelten. Die Portugiesen nannten die Araber Moros, d. h. Mauren, indem sie sie mit den ebenfalls mohammedanischen Mauren der iberischen Halbinsel gleichsetzten. Bald übertrafen die Portugiesen die Araber in ihren Handelsgeschäften und hatten ihre Niederlassungen an der ganzen Küste der Insel. Der Singhalesenkönig sollte seine Konzessionen, die er den Portugiesen gemacht hatte, sehr bereuen; mit einer Grausamkeit und Niedertracht, die unglaublich wären, wenn sie nicht durch ihre eigenen Geschichtschreiber bezeugt würden, erweiterten die Portugiesen ihre Besetzung und ihren die Landeseinwohner ausbeutenden Handel. Gleichzeitig betrieben die Missionare des heiligen Franz Xaver, des grossen Indienapostels, dessen Grab in Goa noch jetzt das Ziel zahlreicher Pilgerfahrten ist, die Ausbreitung des Katholizismus, der auch heute in den nördlichen und nordwestlichen Provinzen an der Küste noch zu finden ist.

In dieser Zeit wurden die drei, vielleicht bedeutendsten, Tempel der Insel von den Portugiesen zerstört und geplündert, so etwa 1592 der Shiva-Tempel in Sitavaka (nördlich von Avisavälla), dem die Portugiesen nichtsdestoweniger Bewunderung zollten wegen seiner herrlichen Steinmetzarbeiten. Der Tempel war unter Raja Simha (1581–1592), dem Sohne des Königs Mayadhanu, gebaut worden. Noch heute sind die Ruinen, Berendi Kovil genannt, höchst interessant; vortrefflich ausgeführte Pfeiler in Granit sind dort zu sehen und eine aus 5 gewaltigen Steinplatten von über $4\frac{1}{2}$ m Länge gefertigte Brücke.

Ferner zerstörten sie den Vishnu-Tempel von Dondra, einen der reichsten von ganz Ceylon, der mit seinen Gewölben und Bogen an der Südspitze von Ceylon auf einem Vorgebirge eine beherrschende Lage hatte. Fein ausgeführte Türme zierten ihn, und die Dächer waren mit vergoldeten Metallziegeln bedeckt. Die Stelle hatte schon in sehr früher Zeit ein buddhistisches und hinduistisches Heiligtum und war einer der beliebtesten Wallfahrtsorte in Ceylon. Von den angeblich Tausenden von Statuen und reichen Kolonnaden sollen jetzt nur noch ein steinerner,

schön ausgehauener Torbogen und eine Anzahl schöner Granitsäulen übrig sein. Das dritte zerstörte Heiligtum war der sog. Tausend-Säulen-Tempel, dem Shiva geheiligt, auf dem berühmten Sami-Felsen, der den herrlichen Hafen von Trincomali überblickt. Noch heute versammeln sich die gläubigen Hindus an der Stelle des 1622 zerstörten Bauwerks und bringen von der steilen, schwindelnden Höhe unter Gesängen Opfer dar, die in die unten rauschenden Wellen geworfen werden. Von der Asche ihres Opferfeuers, das der Priester in einem messingnen Räucherbecken dreimal hoch in die Höhe hebt, malen sich die Gläubigen dann das Zeichen Shivas auf die Stirn.

Im Jahre 1560 war das grösste Heiligtum der Buddhisten, der Dalada oder heilige Zahn Buddhas, in die Hände der Portugiesen gefallen und nach Goa verschleppt worden, wo er, anscheinend ungeachtet der Versuche der Buddhisten, ihn mit gewaltigen Summen zurückzukaufen, in hemmungslosem Fanatismus verbrannt wurde. Bald darauf verbreitete sich aber die Sage, dass der verbrannte nur eine Nachahmung und der wirkliche Zahn gerettet sei. Er wurde im Haupttempel von Kandy, dem Dalada Maligava (Tafel 96 und 97), beigesetzt und zieht seitdem wie früher Pilger herbei aus allen buddhistischen Ländern. Der noch jetzt stehende »Tempel des Heiligen Zahnes« wurde erst unter dem König Shri Vira Parakrama Narendra Simha (1701–34) erbaut.

Kotte, 1378–1580 (mit Unterbrechung) die Hauptstadt der singhalesischen Könige, lag so nahe bei Colombo, dass diese damals den portugiesischen Ansprüchen gegenüber wehrlos waren; sogar zum Christentum bekehrten sie sich, um die Portugiesen zu gewinnen. Aber das singhalesische Volk verachtete diese Politik, und wenn sich auch im Niederland noch manche Familie zum Christentum bekehrte und portugiesischen Namen annahm, so hielt doch im allgemeinen das Volk im Hinterland und in den Bergen trotzig, und von seinen Feinden den Gebrauch der Feuerwaffen erlernend, allen Eroberungsversuchen stand. Mayadhanu, sein Sohn Raja Simha I. (etwa 1581–1592), der Löwenkönig von Sitavaka, und Raja Simha II. (etwa 1627–1679) von Kandy waren würdige Führer des Volkes in diesem Kampfe.

In blutigen Kämpfen gelang es nach Jahren Raja Simha I., den Portugiesen gewaltige Verluste bei Sitavaka und bei Colombo beizubringen. Er war Hindu und hasste den Buddhismus; so wird er von buddhistischen und christlichen Geschichtschreibern in gleicher Weise ungünstig dargestellt, aber sein Patriotismus, die Liebe für sein Heimatland, seine nie rastende Energie, sein Mut in der Schlacht wie in der Politik sichern ihm die Achtung insbesondere auch der von ihm selbst bekämpften Europäer. Raja Simha II. setzte den Kampf von seiner Hauptstadt Kandy aus fort.

Inzwischen waren 1602 unter dem Admiral van Spilbergen holländische Schiffe vor Ceylon erschienen. Raja Simha II., dessen Briefwechsel mit den Holländern erhalten ist, war froh, in ihnen Verbündete gegen die Portugiesen zu finden. Trotzdem bereute auch er später, sich mit ihnen eingelassen zu haben. Ihre Politik war ja eine andere als die der Portugiesen. Ihr Hauptstreben war, die Gewürzausfuhr in ihrer Hand monopolisiert zu sehen. Sie bauten Kanäle und pflegten den Handel mit dem Innern des Landes. Die Hauptausfuhrware war der Zimt.

Für die Schäl- und Präparierarbeit dieser kostbaren Rinde hatten sich die Portugiesen der Angehörigen der Salagamaya- (oder Chalia) Kaste bedient, Abkömmlingen von acht aus Indien seinerzeit herbeigeholten Webern, die im 13. Jahrhundert die Webkunst in Ceylon hatten einführen sollen und sich seitdem sehr vermehrt hatten. Diese Kaste war zur Strafe für irgendein Vergehen schon von den kandyer Königen an die Südwestküste verbannt und mit dem Sammeln und Bearbeiten des Zimtbedarfs der Regierung im Frondienst belastet worden. Letzteren schafften die Holländer ab und verliehen den Sammlern mancherlei Privilegien; aber erst der erfolgreiche Versuch, den Zimt in Pflanzungen künstlich zu züchten, setzte die Holländer in den alleinigen Besitz dieses geschätzten Handels, der die ganze europäische Nachfrage nach dem kostbaren Gewürz befriedigte. Von ihnen ging das Monopol auf die Engländer über, die es 1832 aufhoben.

Auch die zahlreichen Kokosnusspflanzungen an der Südwestküste gehen auf die Holländer zurück ebenso wie die Einführung der Kaffeepflanze, die allerdings nicht mehr ihnen, sondern den Engländern zugute kam.

Als 1782 Grossbritannien mit Holland im Krieg lag, sandte die Englisch-Ostindische Kompagnie Streitkräfte nach Ceylon, die bei Trincomali landeten. Während sie dem König in seiner Hauptstadt Kandy einen Friedensvertrag vorschlugen, den er ablehnte, eroberten die Franzosen hinter ihrem Rücken Trincomali und übergaben es den Holländern im folgenden Jahre wieder. 13 Jahre später, als wieder Feindseligkeiten zwischen Singhalesen und Holländern ausgebrochen waren, wandte sich der König hilfesuchend an die Briten, die von Madras aus 1796 mit leichter Mühe die holländische Besetzung in eine britische verwandelten; 1802 gewann England im Frieden von Amiens die Herrschaft über die Insel.

Mancherlei Andenken an die Holländer – ausser ihren erwähnten Kanälen, Forts und Wohnbauten – sind noch heute in Ceylon vorhanden. So bilden unter den sog. Burghers in Ceylon, deren untere Klasse aus portugiesischen Mischlingen und andern Eurasiern besteht, die Nachkommen der Holländer den besterzogenen und wertvollsten Teil. Die holländischen Truppen hatten sich aus Malayen und

Kaffern zusammengesetzt, unter den ersteren aus politischen Rücksichten von Java verpflanzte malayische Prinzen. Die aus Afrika eingeführten Kaffern sollen, obwohl etwa 9000 nach Ceylon gekommen seien, in der Bevölkerung völlig aufgegangen sein. Und schliesslich ist noch eines in Ceylon seit der Holländerzeit herrschend geblieben, das römisch-holländische Recht, das tatsächlich noch das gemeine Recht auf der Insel darstellt.

Von 1802–1815 bedurfte es aber noch grosser Mühe, um das in die unzugänglichen Berge zurückgezogene Singhalesen-Königtum zu stürzen; schwere Rückschläge blieben nicht aus, obwohl Ceylon nicht mehr der Verwaltung der Englisch-Ostindischen Kompagnie, sondern unmittelbar der englischen Krone unterstellt war.

1815 erklärte England endlich dem in Kandy regierenden, gegen eine unbotmässige Häuptlingsclique ohnmächtigen König den Krieg und nahm ihn gefangen. Damit war der 300jährige Kampf dreier europäischer Mächte um das von Bergen wohl geschützte Kandy beendigt. Der König wurde entthront und in die Präsidentschaft Madras gebracht, wo er 1832 starb. Das singhalesische Volk aber begab sich in den Schutz Englands, unter dessen Herrschaft es jetzt seit 110 Jahren in Frieden lebt. – In allerjüngster Zeit ist die Insel Ceylon mit den Seychellen, Andamanen, der Malayen-Halbinsel und Mauritius zu einem gesonderten Verwaltungsgebiet vereinigt worden; weitblickende geopolitische Gründe, vor allem die Festigung der englischen Seeherrschaft im Indischen Ozean, haben dazu geführt. Trotz seiner Grösse und mehrerer befestigter Häfen ist in diesem Inselgürtel aber nicht Ceylon, sondern das ozeanisch zentral gelegene Mauritius Sitz der englischen Regierung. –

Es ist hier nicht der Ort, auf den Buddhismus als Religion, seine Geschichte und seine jetzige Stellung in Ceylon einzugehen. Nur eines sollte man nie übersehen: in Indien ist bereits um die Mitte des 1. Jahrtausends n. Chr. der Buddhismus als Religion erloschen und vom Hinduismus wieder vollkommen überwuchert worden. In die unzugänglichen Bergländer des Nordens hat er sich zurückgezogen und auf die Insel Ceylon. Dort hat er sich bis heute, trotz mancher Krisis in Jahren äusserster politischer Ohnmacht und stark von der Verehrung brahmanischer Götter und dravidischer Dämonen durchsetzt, behauptet. In früheren Jahrhunderten haben die Könige vielfach für Auffrischung aus Siam und Birma Sorge getragen. Der Buddhismus auf Ceylon ist ein neues Beispiel dafür, dass den unzugänglichen Bergländern und vor allem den Inseln ein erhaltendes Element innewohnt, dass sie vermöge ihrer geschützten Lage altes Kulturgut späteren Generationen aufzubewahren pflegen, wie wir der Insel Island z. B. die Erhaltung der altgermanischen Edda verdanken. Noch heute steht Ceylon unter dem Zeichen des Buddhismus, zu dem sich etwa zwei Drittel seiner Einwohner

bekennen, einschliesslich ungefähr zehntausend buddhistischer Bettelmönche, die in kleinen klösterlichen Gemeinschaften zusammenleben. Die Priesterschaft ist in einige Sekten geteilt; die Hauptsekten sind die Siam-Sekte und die Birma-Sekte. Die Anhänger der ersteren tragen die rechte Schulter entblösst, die der letzteren ziehen das gelbe Gewand über beide Schultern (siehe Tafel 57). Der Siam-Sekte gehören die bekanntesten und einträglichsten Klöster; denn die Klöster dürfen Besitz haben, nur der einzelne Mönch nicht. Der bekannteste und unter den Buddhisten in Ceylon angesehenste Priester ist wohl das Oberhaupt der Siam-Sekte, der gleichzeitig Oberpriester des Adamspik und Vorstand der buddhistischen Vidyodaya-Hochschule in Colombo ist. Er ist in der Regel wie noch manche anderen Kloster-Oberpriester ein bedeutender Gelehrter auf dem Gebiet der Pali-Literatur. Aber es ist ein Unterschied zwischen diesen eingeborenen Gelehrten und den europäisch geschulten; was die ersteren in der Breite der Kenntnisse und der gedächtnismässigen Aufnahme ihrer Literatur einschliesslich Kommentaren voraus haben, das ersetzt der europäische Gelehrte in der Regel durch Methode und Kritik.

Durch alle Wechselfälle der Geschichte Ceylons hat sie der Buddhismus begleitet. Jetzt wieder ist Ceylon für ihn eine Hochburg und eine seiner heiligsten Stätten. Aber wie ceylonesische Geschichte niemals in das Leben abendländischer Staaten eingegriffen hat, so wird auch der dortige Buddhismus nie in Europa über den Kreis der Gelehrten hinaus breitere Bedeutung gewinnen. »Die Buddhalehre gehört ohne Frage zu den schönsten Blüten, die der menschliche Geist hervorgebracht hat, ... sie ist nicht berechnet für uns rauhe Nordländer, die wir unsere Kräfte stählen müssen zum Kampf mit einer widrigen Natur und schweren Lebensverhältnissen.... Wir bedürfen einer Moral, bei welcher das Prinzip der pflichtbewussten Arbeit, der schaffensfrohen Tätigkeit im Vordergrunde steht. Die Heimat der Buddhalehre aber ist das sonnige Land, dessen mildes und weiches Klima milde und weiche Charaktere erzeugt, dessen Fruchtbarkeit es Tausenden gestattet, ein beschauliches Mönchsleben zu führen, ohne sich an der Alltagsarbeit mit ihrer Mühseligkeit zu beteiligen. Indessen, ist irgend etwas darum weniger erforschenswert, weil es für unser Leben und unsere Kultur praktisch ohne Bedeutung ist? – Gewiss nicht! – Unsere höchste Aufgabe ist und bleibt doch immer die, alle Regungen des Menschengeistes zu ergründen und zu erforschen, wo immer und wie immer auch sie in die Erscheinung getreten sein mögen«.

(Wilh. Geiger, Ceylon S. 183.)

VII.
VON SINGHALESISCHEM HANDWERK UND KUNSTGEWERBE

Singhalesisches Handwerk und Kunstgewerbe ist seinem ganzen Wesen nach durchaus indisch. Es ist aber dadurch besonders interessant, dass es in vieler Hinsicht einen älteren Charakter bis auf unsere Zeit bewahrt hat, auch trotz buddhistischer Auffassung noch mehr hinduistisch geblieben ist, als es im allgemeinen auf dem indischen Festland der Fall ist.

Sehr altertümlich ist die Malerei; sie verzichtet geradezu auf alle in den letzten Jahrhunderten darin auf der ganzen Welt gemachten Fortschritte.

Spinnen und Weben, die Schmiedekunst in Gold und Eisen, Metallguss, Töpferei und Gerberei, Glasbrennen und Schnitzerei in Holz und Elfenbein sind alt in Ceylon und werden im Mahavamsa schon vor den Beginn unserer Zeitrechnung datiert. In bezug auf Material ist Ceylon an Metallen nicht besonders gut gestellt. Blei, Gold und Silber fehlen fast ganz und werden eingeführt. Sie wurden es auch seit sehr langer Zeit. Nur an Eisenerz von hohem Metallgehalt ist Ceylon, wie an anderer Stelle erwähnt, reich, und die ceylonesischen Schmiede haben trotz der Primitivität ihrer Werkzeuge und Oefen sehr gute Sachen anzufertigen gewusst. Wie auf dem indischen Festlande spielt auch in Ceylon Messing eine grosse Rolle. Tafel 104 zeigt eine Tempelhängelampe mit einem aus rohgearbeitetem Tierkopf hervorwachsenden Dochtgefäss, das in der Art der Lampen des Altertums mit Oel gefüllt zur Aufnahme eines Dochtes bestimmt ist.

Ein Land, das über so viele Nutzhölzer verfügt wie das baumreiche Ceylon, hat eine bemerkenswerte alte Tischler- und Holzschnitzer-Industrie aufzuweisen. Südlich von Colombo wird von der singhalesischen Hausindustrie sehr hübscher Hausrat angefertigt.

Auf unseren Tafeln ist nur ein kleineres Stück zur Darstellung gekommen, ein hölzerner Löffel, der als Schöpfgefäss eine Kokosnuss und als Stiel das hübsche Schnitzwerk verwendet (siehe Tafel 105), dessen Formen auch in der Metall-Industrie angewandt werden. Das kleine Tierköpfchen, dessen Schnauze ein wenig Aehnlichkeit mit einem Seepferdchen zeigt, heisst in der Ornamentik, wo seine Oberlippe meistens etwas eingerollt, nicht wie in diesem Falle ausgestreckt ist, serapendiya (was »Schlangenkönig« bedeuten soll).

Auf derselben Tafel rechts ist ein Schreibzeug in holzgeschnitzter Scheide dargestellt. Es besteht aus einem längeren Messer und dem etwas kürzeren Schreibstift, singhalesisch panhinda. Er dient mit seiner scharfen Spitze bei senkrechter Griffelführung zum Einritzen der runden, schwungvollen Schriftzeichen in die

zubereiteten Blätter der Talipot-Palme, die als »Papier« singhalesisch »ola« gegenannt werden.

Auf dem Gebiet der Silberschmiedearbeiten ist bemerkenswert der auf Tafel 108 dargestellte Schwertgriff mit Scheidenortband; die auf Tafel 106 wiedergegebenen silbernen Scheidenbeschläge gehören mit dem Griff zu derselben Waffe und verraten grosse Kunstfertigkeit und feines ornamentales Empfinden. Der Löwenkopf am Griff mit seinem starren Auge erinnert etwas an die glänzend lackierten Augen der Masken und ist so typisch ceylonesisch, dass man ihn immer leicht wiedererkennen wird.

Tafel 107 zeigt zwei charakteristische kandyer Stahlmesser; das kleinere, silberbeschlagen, mit schwarzem Horn am Griff, das grössere in derselben Weise etwa mit geschmackvoller Messingverzierung versehen, am Griff silberbeschlagen, mit Elfenbeinschalen.

Elfenbein ist überhaupt ein sehr beliebtes Material für die singhalesischen Kunsthandwerker gewesen; die Tafeln 109, 110 und 111 zeigen drei Elfenbeinschnitzereien aus dem Museum für Völkerkunde in Berlin, einen kräftigen Kamm (in natürlicher Grösse), eine mit Kinnara-Figuren verzierte, hübsche Dose und einen aus dem dicksten und wertvollsten Teil eines Elefantenzahns geschnitzten Becher.

Für die auf unsern Tafeln dargestellten Gegenstände darf man wohl im allgemeinen das 18. Jahrhundert als Herstellungszeit bezeichnen, ohne damit natürlich die Möglichkeit späterer Anfertigung bis ins 19. Jahrhundert hinein ausschliessen zu wollen. Es haben sich eben, wenn auch abgeschwächt und manchmal modifiziert, gerade bei derartigen Arbeiten des kandyer Kunstgewerbes die alten handwerklichen und ornamentalen Elemente noch über die englische Eroberung 1815 hinaus gehalten. Dann allerdings trat bei der Billigkeit und Leichtigkeit, mit der man europäische Waren, namentlich auch Stahl, überall kaufen konnte, die Anfertigung der Gebrauchsgegenstände im alten Stil immer mehr zurück; es ist dies zu bedauern. Man hat nun im Museum in Kandy den Versuch gemacht, durch Beschäftigung von Arbeitern aus den alten Kunstgewerbler-Familien die früheren Fertigkeiten am Leben zu halten. Das hat jedoch grosse Schwierigkeiten, weil der Durchgangsverkehr in Ceylon, der vor allem in der Lage wäre, Geld auszugeben, auf Colombo beschränkt ist. Aber nur, wer Kandy besucht, erkennt den grossen Unterschied, der noch immer zwischen den Erzeugnissen der alten Hauptstadt und den auf den ersten Blick ganz reizvoll fremdartig erscheinenden, in Colombo feil gebotenen »besseren Reiseandenken« besteht. Dem Durchreisenden fehlt es auch an Zeit, tieferen Einblick in die verschiedenen Industrien und Vergleichspunkte zu den einzelnen Arten von Gegenständen zu gewinnen, und

so bleibt es leider meist in den colomboer Basaren bei den Einkäufen holzgeschnitzter Elefanten, sehr oberflächlich gearbeiteter Messinggefässe, die keinen Vergleich mit den Stücken z. B. feiner nordindischer Fertigung aushalten, und allenfalls noch einiger Schmucksachen.

Und doch ist die Kunst auf der Insel Ceylon, wie das bei Inseln manchmal zu sein pflegt, mit einer besonderen Note von der des Festlandes ausgezeichnet, bewahrt volkliche und religiöse, uralte Elemente neben Neuem und Neuestem. Es kann in diesem Zusammenhang auf das kleine Buch von Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien, hingewiesen werden. Dem, der tiefer eindringen und zugleich sich mehr auf Ceylon beschränken will, wird das ausführliche, mit umfassender Kenntnis der singhalesischen Literatur bearbeitete englische Werk von Ananda K. Coomaraswamy, Mediaeval Sinhalese Art, obwohl an einzelnen Stellen überholt, reiche Anregung und eine Fülle positiver Kenntnisse vermitteln können.

VIII.
UEBER THEATER, TANZMASKEN UND SPIEL

Die Singhalesen sind, wie die meisten asiatischen Völker, die über ein Theater verfügen, begeisterte und ausdauernde Zuhörer. Manches Spiel dauert die ganze Nacht oder mindestens einen grossen Teil derselben. An phantastischen Kostümen, die mit Schmuck und glitzernden Glasstückchen übersät sind, an merkwürdigem Kopfputz, wie ihn Tafel 112 bis 116 zeigt, ist kein Mangel. Was gespielt wird, sind immer wieder dieselben uralten Sagen, Märchen und Legenden, die Geschichte von Shakuntala (s. Tafel 116) oder das grosse Spiel von Rama, Maha Ramayana Nataya. Oder es tritt in einer ungeheueren hölzernen, glänzenden Kopfbekleidung Skanda auf, auch Subrahmanya (s. Tafel 115) oder Karttikeya genannt, der Kriegsgott, von dessen Tempelheiligtum Seite 70 die Rede war, oder Gurusvami, der oberste geistliche Lehrer, in einem fabelhaften Kopfschmuck, mit ungeheuerem Bart und einem Rosenkranz in der Hand, s. Tafel 114. Vieles lässt die singhalesische Bühnenkunst zu wünschen übrig; in diesen Theatern aber wird es ersetzt durch die Phantasie der Zuhörer, denen die Stücke, wo in der Regel der Böse bestraft und der Gute belohnt wird, von Kindheit auf vertraut sind.

Chor und Orchester nehmen teil, namentlich durch Vorspiel und Zwischenaktmusik. Alle die langen epischen Erläuterungen, denen die Asiaten mit so unendlicher Geduld, ja Spannung zu lauschen wissen, bringen dem Europäer immer wieder zum Bewusstsein, wie viel für das Verständnis auch der Bühnenkunst die Kenntnis der Sprache ausmacht. Erst durch sie dringt man in die Literatur ein und diese wieder ist für die gesamte asiatische Kunst das unerschöpfliche Repertoire der Darstellung. Freischaffende Kunst im Sinne unserer abendländischen Phantasiedarstellung sucht man fast überall in Asien vergebens. Es sind immer bestimmte Typen, immer bestimmte Szenen aus dem ungeheueren Erzählungs-, Märchen-, Legenden- und Geschichtenschatz, den der Asiate im Laufe seiner Jugend- und Reifejahre in sich aufnimmt und den auch der Künstler immer wieder aufsucht und darstellt. In diesen Geschichten wird in idealisierter Form der typische menschliche Lebensinhalt gefunden, der auf der Bühne als die einzige wahre, von Sorgen freie Lebensfreude dem Volke sich darstellt, so dass bei diesen Aufführungen die Menschen förmlich aufleben.

Künstlerisch entschieden höher und ethnologisch ausserordentlich viel bedeutender sind die kandyer Zeremonien und Feste, das oft beschriebene Perahera und viele andere (s. Lit.-Verz.), vor allem aber die Teufelstänze der Singhalesen, die man nicht mit Unrecht zu den interessantesten des Orients zählt. Auch hierbei ist ohne die Kenntnis der Sprache und die Möglichkeit, in die Literatur selbst ein-

zudringen, an positiven Erklärungen nicht allzuviel aus der europäischen Literatur zu entnehmen. Ausser einem schon 1821 erschienenen kleinen englischen Buch von Callaway und dem Werk von Upham (s. Lit.-Verz.) sowie dem Aufsatz von Grünwedel, Sinhalesische Masken, im Internationalen Archiv für Ethnographie (Leiden 1893), ist nur wenig von Bedeutung geschrieben worden; auch so hübsche Schilderungen wie in Hagemanns »Spiele der Völker« führen nicht tiefer in das Wesen dieses merkwürdigen »Teufelsdienstes« hinein.

In dem sog. Teufelsdienst auf der Insel Ceylon scheint ein uralter Rest von Dämonenverehrung zu stecken, der sich, kaum überdeckt vom Buddhismus, bis auf die heutige Zeit erhalten hat. Ist nicht charakteristisch, dass der singhalesische Name für Teufel in allen Zusammensetzungen »yak« heisst, während mit »yakkha« die heilige Pali-Literatur nicht nur alle Dämonen bezeichnet, sondern auch die ältesten nichtarischen Ureinwohner der Insel? –

Nach Ansicht von Grünwedel allerdings entstammen die beim Teufelstanz zum Ausdruck kommenden Vorstellungen ursprünglich der zum Upaveda gehörigen Sanskrit-Literatur und wären somit erst verhältnismässig spät ins Singhalesische eingedrungen. Im übrigen steht die Beschwörung von Krankheiten in Ceylon zweifellos in Beziehung zur indischen Medizin, und diese soll – wie manches andere in Indien – auf ausserindische Vorlagen zurückgehen, wie Haas in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1877 erläutert.

Zu unseren 12 Tafeln singhalesischer Teufel oder Teufelsmasken ist im allgemeinen folgendes zu bemerken: die Masken, sowohl die zum Kolam-Tanz, an dem menschliche und übernatürliche Figuren teilnehmen, wie zum sog. Teufelstanz, sind alle aus Holz geschnitzt, mit bunten Farben bemalt und meist lackiert. Fast überall sind unter den weit geöffneten starren Augen der Masken Löcher zum Durchblicken so geschickt eingeschnitzt, dass sie bei der Betrachtung und auf den Photographien gar nicht auffallen. Die fünf Dämonenfiguren (s. Tafel 124–128) sind etwa 1 m hoch, aus Holz geschnitzt und bunt bemalt. Einige der Masken sind von ungeheuerer Grösse und Schwere, so dass man sich kaum vorstellen kann, dass sie tatsächlich von Menschen getragen werden können. Die anderen Masken gehen über die Grösse menschlicher Gesichter kaum hinaus. Unter den Farben ist besonders rot und gelb vertreten, auch grün herrscht stellenweise vor. Während Masken und Figuren älterer Fertigung in sorgfältiger Durchbildung und feiner Arbeit etwas suchen, sind die modernen Masken, die grösstenteils auf Bestellung neu angefertigt sind, weniger in dieser Weise als durch die grelle Bemalung ausgezeichnet.

Die Tanzmasken zum Kolam-Tanz, die hier wiedergegeben werden, sind vor allen Dingen zwei »Königsmasken«, darunter eine von gewaltiger Grösse und

Schwere, die in der Bemalung meist gelb gehalten ist (Tafel 117), und eine, die als »erster König« bezeichnet wird, mit zwei wappenartig dem Kopfschmuck angehefteten Fabelwesen (s. Tafel 118), wovon eines als Einhorn deutlich erkennbar ist. Sodann die wesentlich kleinere in ihrer Bemalung vorwiegend gelbe Maske der »Königin« (s. Tafel 121) und schliesslich die mit einem interessanten Kobra-Muster verzierte, hauptsächlich in grün und gelb gehaltene Maske des »Fürsten der Dämonen« (s. Tafel 119); sie ist in der Sammlung als »Tanzmaske des Maharakshaya« bezeichnet. Vielleicht könnte sie auch als Maske eines der in der singhalesischen Vorgeschichte eine Rolle spielenden Naga-Fürsten bezeichnet werden.
Tafel 120 zeigt die Maske der Göttin Pattini, der Fürstin der Dämonen, mit deren Anrufung das von Callaway übersetzte Yakkun nattannawa beginnt, ein singhalesisches Gedicht, das die ceylonesische Dämonologie schildert. Die Maske ist in der Hauptsache in gelben Farben gehalten und scheint oben drei Erscheinungsformen dieser mächtigen Dämonengöttin darzustellen.
Die nächste Maske (Tafel 122) ist als Devasanniyaka bezeichnet. (Siehe auch auf Tafel 123 den obersten Kopf der linken Seite mit dem kugelförmigen, von einer Wulst unterlegten Kopfschmuck.) Ueber dem Gesicht der Maske sitzen in einer Art von Aureole zwei Pfauen. Die Krankheiten, welche dieser Teufel verursacht, sind Pest (Beulen über den ganzen Leib), Blattern oder Cholera. Das Opfer, das man spendet, sind zwei Schalen mit wohlriechendem Sandelholz. Ferner heisst es, dass der von diesem Teufel besessene Patient die Vorstellung bekommt: Bin ich ein Teufel oder ein Gott? –
Die Maske von Tafel 123 ist als Raja-mulu-sanni-yakshaya oder Maha-kola-sanni-yakshaya mit seinen 18 Begleitern zu bezeichnen und gilt als eine andere Form des Wesens, welches weiter unten als Huniyan-yakshaya oder Suniyan-yakshaya bezeichnet ist und besonders durch Verzauberungen oder als Gegenzauber wirkt. Dieser Dämon entstand nach der Ueberlieferung aus der Asche des Scheiterhaufens der Tochter eines Königs und brachte, nachdem er eine ganze Stadt nahezu entvölkert hatte, auch über den König eine tödliche Krankheit. Nachdem ihm von den Göttern Ishvara und Shakra, die ihn bändigten, befohlen worden war, vom Menschenfrass abzustehen, musste er sich damit begnügen Krankheiten zu verbreiten. Seine 18 Begleiter sind nicht blosse Erscheinungsformen von ihm, sondern gewissermassen seine Beauftragten. Diese 18 Begleiter sind, vom Beschauer gesehen, im rechten Seitenflügel oben angefangen:
1. der Gini-jala-sanni-Teufel; er verursacht Beulen in der Hand, am Bein, auf der Brust, Fieber, Kopfweh, Schmerzen und Wahnsinn. – Rechts unter 1:
2. der Buta-sanni-Teufel; er verursacht Verunstaltungen an Händen, Füssen, Ohren, Nase und jagt dadurch den Menschen Schrecken ein. – Links daneben:

3. der Jala-sanni-Teufel; er verursacht Erbrechen, Durchfall, Frost, Neuralgie, Magenbeschwerden. Darunter rechts:
4. der Gulma-sanni-Teufel; er verursacht polternde, schneidende Leibschmerzen und Appetitlosigkeit. – Links daneben:
5. der Kana-sanni-Teufel; er verursacht Gliederbrennen, Augenröte, Schwären auf den Gliedern, Hand- und Fußschmerzen und beständige Anfälle von Wahnwitz. – Darunter rechts:
6. der Kora-sanni-Teufel; er verursacht Mangel an Kraft in Händen und Füssen, Gliederzittern, Reden sinnloser Worte. – Links daneben:
7. der Bihiri-sanni-Teufel; er verursacht Kopfweh mit Poltern im Kopf und „Freude daran, Balladen zu hören". – Darunter rechts:
8. der Vedi-sanni-Teufel; er verursacht Blattern, Schmerzen und Brennen, im Traum in der Luft gehen. – Links daneben:
9. der Vata-sanni-Teufel; er verursacht Entzündungen der drei Humores (Vata, Wind; Pitta, Galle; Shleshma, Schleim), traurigen Blick, verrücktes Benehmen, Gliederzittern usw. – Oben links:
10. der Deva-sanni-Teufel; er verursacht Pest, Blattern, Cholera, wie bereits zu Tafel 122 bemerkt. – Darunter rechts:
11. der Kokhanda-sanni-Teufel; er verursacht beständiges Lachen, Schreien, Hin- und Herrennen und Verzerren des Gesichts. Daraufhin erhält er als Opfer „zwei Schalen mit Branntwein und gebratenes Fleisch". – Links daneben:
12. der Kola-sanni-Teufel; er verursacht verschiedene Wahnsinnshandlungen, Schreien usw. – Darunter rechts:
13. der Naga-sanni-Teufel; er verursacht Anschwellen des Gesichts, Abplatzen der Haut, Zukneifen der Augen. – Links daneben:
14. Der Amukku-sanni-Teufel; er verursacht (wie die Maske darzustellen scheint) den Kopf nach links krümmen, Beben in Händen und Füssen usw. – Darunter rechts:
15. der Tamil-sanni-Teufel; er verursacht Wahnsinn, Essen von Süssigkeiten und Wurzeln und Hin- und Herrennen. – Links daneben:
16. der Maru-sanni-Teufel; er verursacht beständiges Augenzwinkern, Röte der Augen, kribbelnde Kopf- und Gliederschmerzen. – Darunter rechts:
17. der Shleshma-sanni-Teufel; er verursacht Blutungen und Erbrechen, Kälte und Steifheit der Extremitäten, Angst und epileptische Anfälle. – Links daneben:
18. der Pitta-sanni-Teufel; er verursacht beständiges Schlafen, Kopfweh, Erbrechen und schreckliche Träume. –
Soviel als Probe von singhalesischen Sanni-Teufel-Erklärungen (nach Grünwedel). –

Was nun den Teufelstanz selbst angeht, so bezeichnet man in Europa damit den in Südindien und Ceylon zur Beschwörung von Krankheiten gebräuchlichen Tanz durch einen dazu in Maske und Kostüm des Dämons, der die Krankheit verursacht hat, gehüllten und eingeübten Tänzer. Er vertritt also gewissermassen die Stelle des Arztes. Eigentümlich ist, dass dieser Teufelsbanner nicht über dem Dämon steht, sondern geradezu von ihm besessen wird und am Schluss der Beschwörungszeremonie ihm zu unterliegen scheint.

Der frühere deutsche Konsul in Colombo, Herr Philipp Freudenberg, dem, wie auf vielen andern Gebieten, so gerade auf diesem ethnographisch wenig erforschten, wertvolle Aufschlüsse über Gebräuche auf Ceylon zu verdanken sind, teilt darüber folgendes mit:

»Wenn ein Singhalese gefährlich krank ist und die Aerzte die Krankheit weder zu erkennen noch zu heilen vermögen, ruft man den Teufelstänzer zu Hilfe. Der Tänzer errichtet nahe dem Hause des Patienten eine Hütte mit achtzehn verschiedenen Abteilungen, welche mit Stielen von Bananenblättern und jungen Kokosblättern verziert werden. Jede dieser Abteilungen ist einem bestimmten Teufel gewidmet und in jeder werden Opfer, bestehend in Kokosnüssen, Bananen, Reis usw. aufgestellt. Um sechs Uhr abends versammelt sich eine grosse Zahl von Freunden und Bekannten: der Kranke wird aus dem Haus getragen und ungefähr dreissig Schritte von der Hütte des Teufelstänzers auf eine Bahre gelegt. Tomtoms werden geschlagen: der Tänzer erscheint in einem phantastischen Kostüm und heiligt in jeder einzelnen der 18 Abteilungen die betreffenden Opfer durch Zeremonien, wonach er sie dem Teufel darbringt. Von den Masken, ebenfalls achtzehn an der Zahl, entspricht je eine einem Dämon und einer Abteilung. Der Tänzer beginnt jetzt den eigentlichen Tanz und zwar mit Nr. 1. Er setzt Maske Nr. 1 auf, kommt damit aus Abteilung 1 hervor und nähert sich unter grotesken Bewegungen und unter Geschrei dem Kranken, um Dämon Nr. 1 zu vertreiben, falls er im Patienten stecken sollte. Dann zieht er sich wieder in die Hütte zurück, nimmt mit Nr. 2 dasselbe vor, und so geht es der Reihe nach fort bei unausgesetzter Tomtom-Begleitung bis 6 Uhr morgens, um welche Zeit alle Dämonen ihren Schrecken weg haben und aus dem Kranken geflohen sind. Es wird dann angenommen, dass sie in den Tänzer gefahren sind, welcher, um sie zu täuschen, nun auf eine Bahre gelegt und als tot aus dem Dorf auf einen freien Platz getragen wird, wo man ihn verlässt. Nach einiger Zeit stellt er sich dann wieder ein, um sein Mahl und seinen Lohn in Empfang zu nehmen.« (Siehe Internationales Archiv für Ethnographie 1893, S. 85 f.)

Aus den Reisebeschreibungen moderner Ceylon-Reisender ergibt sich, dass anscheinend der sog. Teufelstanz zu einem Bestandteil der ceylonesischen »Fremden-

industrie« geworden ist und sich somit von seiner eigentlichen Bedeutung ziemlich entfernt hat. Es wird aber noch immer, auch in diesen modernisierten Tänzen, die als singhalesischer National- oder als Volkstanz bezeichnet werden, etwas dämonisch Rassiges gefunden, eine »ausgesprochene Note, eine durchaus originelle Struktur und originelle Technik« (Hagemann). Dem ist entgegenzuhalten, dass in der singhalesischen Teufelsbeschwörung zweifellos Elemente der indischen Tantra-Schule stecken und, nach einem ihrer besten Kenner (Grünwedel a. a. O.), der Teufelsdienst der Singhalesen zwar »wesentlich derselbe wie in Südindien, aber von Sanskrit- usw. Elementen überwuchert und viel weniger naiv und altertümlich« ist.

Es ist hier nicht der Ort, auf diese wissenschaftlich zweifellos sehr interessanten Fragen näher einzugehen. Sie sind ohne Heranziehung der weitschichtigen singhalesischen Literatur, von deren Umfang sich die wenigsten eine zutreffende Vorstellung machen, einer Lösung nicht näherzubringen. Die in Tafel 124–128 noch aufgeführten Teufelsfiguren sind vollends mit den zurzeit in europäischen Sprachen vorhandenen Erklärungen noch nicht zufriedenstellend auszudeuten und in grössere Zusammenhänge, wie etwa des hinduistischen Pantheons u. dgl., einzureihen.

Tafel 125 bringt in Huniyan-yakshaya noch eine der merkwürdigsten Gestalten der ceylonesischen Dämonenwelt, ein Wesen, das in drei Manifestationen auftritt und ganz besonders entweder selbst Zauberei ausübt oder sie aufhebt. In dem Journal Royal Asiatic Society 1881–82 behandelt Nell eine solche Figur etwas eingehender, worauf hier verwiesen werden muss.

Der Mahasohon (Tafel 124), den Callaway den »grossen Friedhof-Teufel« nennt, wird immer dargestellt, wie er einen Elefanten verschlingt. Der wie der vorangehende auch von Grünwedel und Callaway erwähnte Kalukumara (Tafel 127), »der schwarze Prinz«, wird stets als Menschenfresser abgebildet.

Bei Tafel 126 könnte an »Dalarasi«, den Teufel mit den Stosszähnen (nach der Bezeichnung der Vorlage dieses Bildes auch Dalakumara genannt), gedacht werden. Tafel 127 bleibt dann für Yama-rakshaya, den Teufel des Todes, übrig, den Callaway ähnlich abbildet.

Es muss aber wiederholt werden, dass ohne die Möglichkeit, in die eingeborene Literatur selbst einzudringen, eine Menge von Fragen offen bleibt. –

Die Spiele des singhalesischen Landvolkes stehen meistens auf dem Boden einer angeblich alle Schädigungen und Segnungen verursachenden Geisterwelt. Das gilt vor allem von dem »Nationalspiel Ankeliya«, der Sage nach eingeführt mit dem Kult der Göttin Pattini durch König Gaja Bahu I. (113–135 bzw. 171–193 n. Chr.). Es wird vor Tausenden von Zuschauern gespielt und erfreut sich noch

heute grosser Beliebtheit; soweit man erkennen kann, weist es noch keine abendländischen Einflüsse auf.

Nach Le Mésurier, Manual of the Nuvara Eliya Distrikt (von Willis in seinem Ceylon, siehe Literatur-Verzeichnis, zitiert), sei nun nur dies Spiel noch kurz geschildert und damit die gedrängte Uebersicht über die Insel Ceylon und ihre Bewohner abgeschlossen:

Ankeliya war und ist meist noch heute ein rein religiöses Spiel, geheiligt der Göttin Pattini; es wird auch gewöhnlich bei Gelegenheit irgendeiner Epidemie, die der Einwirkung der Göttin zugeschrieben wird, zu ihrer Besänftigung vorgeführt. Der mythologische Ursprung des Spieles ist folgender: eines Tages war Pattini mit ihrem Gatten »Palanga« zum Pflücken von »Sapu-Blumen« gegangen. Um diese Blumen erreichen zu können, hatten sie sich mit langen, zu Haken gebogenen Stöcken versehen, und, während sie sich ausstreckten, gerieten ihre beiden Stockhaken so ineinander und in die Aeste des Baumes, dass sie sich nicht mehr freimachen konnten. Während sie noch überlegten, was zu tun sei, kamen die drei Söhne von »Mahavishnu« vorbei und zogen, den Bitten der Göttin entsprechend, so lange an den beiden Stöcken, bis der Haken von Palangas Stock abbrach und beide frei wurden. Die Göttin war so glücklich darüber, dass sie ein Spiel in der Art dieses Erlebnisses vorschlug, und so wurde das Spiel Ankeliya gegründet.

Das Spiel ist heutzutage folgendes: auf einem ebenen Platz wird um einen genügend grossen Baum (im Notfall muss ein solcher errichtet werden) in der Mitte, unmittelbar über dem Boden, ein dichter Ring von Dschangellianen gewickelt. Ungefähr 4–5 m davon wird ein längliches Loch gegraben, etwa 2 m lang, 1 m breit und 1,5 m tief. Die Seiten des Loches werden eingefasst mit Kokosnußstümpfen, und in der Mitte des Loches wird, mit dem unteren Ende nach oben, ein Kokosstamm von ungefähr 7–8 m Länge aufgerichtet, bei dem die Wurzeln abgeschnitten sind, so dass nur noch das dicke Stammende da ist. Starke Lianenseile werden nun lose, wenig über dem Erdboden, um den unteren Teil geschlungen und zwei lange und starke Lianenseile am oberen Ende befestigt, um von den Personen, die am Spiel teilnehmen, in einer Entfernung von ungefähr 15 m mit den Händen gefasst zu werden.

Als Hakenstöcke werden manchmal auch Geweihe verwendet, wenn das Spiel in kleinem Maßstab stattfindet. Aber beim eigentlichen Ankeliya-Spiel werden verschiedene Lianenarten als Haken gebraucht, die mit grösster Sorgfalt ausgewählt und zubereitet werden; denn der geringste Fehler oder Bruch darin würde von vornherein ein Missglücken des Spieles herbeiführen. Die Haken werden zentral in einem langen und dicken Holzstück befestigt. Ein Haken von 6 Zoll Umfang

würde ein 7–8 Fuss langes Holz von etwa 1½ Fuss Umfang erfordern. Diese Hölzer heissen »an-mola«.

Ferner sind nötig zwei Seile von bestimmter Windungszahl mit einem derartig daran befestigten Stück Holz, dass man damit die Windungen wenn nötig fester drehen kann. Diese heissen »waram«, und ihre Grösse und Stärke hängt von der der Haken ab. In feierlichem Zug werden dann die Haken zum Spielplatz gebracht, dort die »waram« angemacht, dann die Haken ineinandergehängt, und die beiden Parteien ziehen so lange, bis ein Haken abbricht; tritt das nicht ein, so wird das Lianenseil des einen Hakens an die Lianen befestigt, die um den Baum gewickelt sind, und das des anderen Hakens wird an dem aufgerichteten Kokosstamm festgemacht. Dann ergreifen beide Parteien das letztere, an dem Kokosstamm angemachte und zerren daran, bis einer der Haken bricht. Ist dies der Fall, so eilt alles an die Stelle, um festzustellen, welcher Haken es war.

Die »Partei des oberen Hakens« und »die des unteren Hakens« ist in den Familien erblich. Die verlierende Partei wird innerhalb eines Taus gefangen gehalten, und die Sieger tanzen um sie herum und schmähen sie auf jede Weise, während die anderen nicht antworten dürfen.

Tag für Tag wird das Spiel wiederholt, bis das obere Horn zweimal oder das untere dreimal gebrochen ist oder aber keiner der Haken sich als zerbrechbar erwiesen hat.

Dann wird wieder ein Zug gebildet, ein Baldachin, worunter der siegreiche Haken getragen wird, errichtet, und unter Singen, Tanzen und wilden Rufen, teuflischen Gesten, Siegesgesängen, Lobliedern auf den siegreichen Haken und Schmähungen des besiegten durchzieht dieser »Perahera«-Zug den Ort, nach allgemeinem Glauben Segen spendend und Krankheit vertreibend. Jedes Haus, das von den wie besessen schreienden Spielern besucht sein will, muss schon am Vortag gescheuert, die Menschen gebadet, alle Kleider gewaschen werden und aller Schmutz, Staub und Kehricht verbrannt sein. Kein Wunder, dass in Krankheitszeiten alles nach einem Ankeliya-Spiel ruft, dessen segensreiche Wirkung bei wirklich gründlicher Reinigung der ganzen Ortschaft natürlicherweise nicht auszubleiben pflegt.

Als besonders sicher und glückbedeutend gilt, wenn der obere Haken dreimal hintereinander bricht, dann ist alles davon überzeugt, dass die gerade herrschende Krankheit kein weiteres Opfer fordern wird. Meist ist dann auch jede Hütte so gründlich und wiederholt gereinigt worden, dass weitere Ansteckungen unterbleiben.

Ein Spiel, in dem so viel hygienischer und sozialer Sinn steckt, sollte nicht in Vergessenheit geraten, ganz abgesehen von seiner ethnographischen Merkwürdigkeit!

LITERATUR-VERZEICHNIS

Ph. Baldaeus, Beschreibung der Ostindischen Küsten Malabar und Coromandel, ... als auch der Insel Zeylon, Amsterdam 1672.
Robert Knox, An Historical Relation of the Island of Ceylon, London (1681) 1817.
J. Callaway, Yakkun nattannawa, Kôlan nattannawa, London 1821.
Forbes, Eleven Years in Ceylon, 2 vols., London 1840.
J. E. Tennent, Ceylon, 2 vols., 1860.
J. E. Tennent, Das Christentum in Ceylon, Leipzig 1851.
S. W. Baker, The Rifle and the Hound in Ceylon, London 1874.
J. Walther, Die Adamsbrücke und die Korallenriffe der Palkstrasse, Gotha 1891
H. W. Cave, Picturesque Ceylon, London 1893/95.
Emil Schmidt, Ceylon, Berlin 1897.
W. Geiger, Ceylon, Wiesbaden 1898.
H. W. Cave. Golden Tips, Ceylon and its great Tea Industry, London 1900.
H. W. Cave, Baudenkmäler aus ältester Zeit in Ceylon, Berlin 1901.
S. M. Burrows, The Buried Cities of Ceylon, Colombo 1905.
P. Arunachalam, Sketches of Ceylon History, Colombo 1906.
J. Still, Ancient Capitals of Ceylon, Colombo 1907.
J. C. Willis, Ceylon, Colombo 1907.
H. W. Cave, The Book of Ceylon, London 1908.
B. W. Harischandra, The Sacred City of Anuradhapura, Colombo 1908.
The Imperial Gazetteer of India, Oxford 1909.
Murray's Handbook to India, Burma and Ceylon, London 1909.
H. F. Macmillan, A Handbook of Tropical Gardening and Planting, Colombo 1910.
H. F. Macmillan, Guide to the Royal Botanic Gardens Peradeniya, Colombo.
K. Guenther, Einführung in die Tropenwelt, Leipzig 1911.
J. Hagenbeck, Fünfundzwanzig Jahre Ceylon, Dresden 1922.
The Mahâvaṇsa, englisch von G. Turnour und Wijesinha, Colombo 1909.
B. Clough, Sinhalese-English Dictionary, Colombo 1892.
C. G. Seligmann, The Veddas, Cambridge 1911.
Baedeker's Indien, Leipzig 1914.
M. Musaeus-Higgins, Stories from the History of Ceylon, 2 vols., Colombo 1910/11.
W. Geiger, Literatur und Sprache der Singhalesen, Strassburg 1900.
Grünwedel, Sinhalesische Masken, Internat. Archiv für Ethnographie VI. 1893.
Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1900.
Dandris de Silva Gooneratne, On Demonology and Witchcraft in Ceylon. Journal Ceylon Br. R. As. Soc. 1865/6.

L. Nell, A Huniyam image, – u. a. Quellen und Aufsätze zur Folklore und Aberglauben. Journal Ceylon Branch Royal Asiatic Society 1881/2.
A. Baines, Ethnography (Castes and tribes) mdtr.
W. Siegling, a List of the most important works on Indian Yule, Burnell, Hobson-Jobson, London 1903. Ethnography. Strassburg 1912.
E. J. Rapson, The Cambridge History of India, vol. I, Cambridge 1922.
C. Lassen, Indische Altertumskunde, Leipzig 1847–74.
J. Fergusson, History of Indian and Eastern Architecture, vol. I, London 1910.
M. Winternitz, Geschichte der indischen Litteratur, 3 Bde. Leipzig 1909/22.
E. Washburn Hopkins, The Religions of India, Boston 1894.
Th. H. Holdich, India, London 1904.
W. Crooke, Things Indian, London 1906.
H. v. Glasenapp, Der Hinduismus, München 1921.
C. Hagemann, Spiele der Völker, Berlin 1919.
The Statesman's Yearbook, 1924, London.
Sukumar Dutt, The Vinayapitakam and Early Buddhist Monasticism in its Growth and Development in: Journal of the Dept. of Letters University of Calcutta 1923.
A. E. Medlycott, India and the Apostle Thomas, London 1905.
W. Geiger, Pāli, Literatur und Sprache, Strassburg 1916.
E. Upham, History and Doctrine of Budhism, with notices of the Kappooism or Demon Worship etc. of Ceylon, London 1829.
Ananda K. Coomaraswamy, Mediaeval Sinhalese Art. 1908.
A. Herrmann, Wo lag Serinda? Ostasiatische Zeitschrift, Jahrgang IX, S. 304 f.
S. Beal, Buddhist Records of the Western World, London 1884.
Rupprecht, Kronprinz von Bayern, Reiseerinnerungen aus Indien, München 1922.
W. J. Wilkins, Hindu Mythology, Calcutta 1900.
Richthofen, China, Bd. I. Berlin 1877.
Dieterich, Byzantinische Quellen zur Länder- und Völkerkunde, Leipzig 1912.
A. Baines, Ethnography (Castes and Tribes) – mit: *W. Siegling,* a List of the most important works on Indian Ethnography, Strassburg 1912.
Yule, Burnell, Hobson-Jobson, London 1903.

VERZEICHNIS DER TAFELN

(M. V. B. = Museum für Völkerkunde, Berlin)

Schatten des Adamspik bei Sonnenaufgang 1
Adamspik von Gegend Maskeliya 2
Adamspik und Brownlow-Teepflanzung 3
Blick vom Ramboda-Pass nach Südosten auf Nuvara Eliya und den Hakgala-Felsen 4
Reisfelder in Terrassen angelegt 5
Sigiri, von Süden gesehen. Aufnahme des Verfassers 6
Sigiri, Aufstiegseite im Norden. (Der sog. Löwensteig, der durch Treppen, Leitern und Geländer erneut zugänglich gemacht wurde.) Aufnahme des Verfassers 7
Elefantenbadeplatz an der Mahaväliganga bei Kandy 8
Landschaft am Fluss bei Dehivala zwischen Colombo und Mount Lavinia 9
Die Insel im See von Kandy 10
Blick auf den See von Kandy von Gregory-Road nach NNW. 11
See, Tempel des Heiligen Zahnes und Bibliothek in Kandy, vom Victoria-Drive nach Osten gesehen 12
Malerischer alter Feigenbaum (Ficus indica) an der Strasse Colombo-Galle, bei Kalutara 13
Gummibäume (Ficus elastica) 14
Gummibäume wie Tafel 14. Teilansicht der Brettwurzeln 15
Baumwollbaum (Bombax malabaricum) mit reifen Samen 16
Die Talipotpalme (Corypha umbraculifera) in Blüte 17
Riesenbambus (Dendrocalamus giganteus) in Peradeniya bei Kandy 18
Der untere Teil der Halme einer Pflanze des Riesenbambus in Peradeniya . 19
Baumfarne (Alsophila crinita u. a.) 20
Kokospalmen und Eingeborenenhütte aus Kokosblättern. (An den Stämmen links angebundene Blätter gegen unbefugtes Hinaufklettern) . . 21
Elefant mit Kornak. (In der Mahaväliganga) 22
Elefant in der Mahaväliganga 23
Elefant auf einem Wege bei Kandy. Sammlung Nieuwenkamp, Rom 24
Elefanten im Bade (Mahaväliganga) 25
Hindu-Büsser (Asket) 26
Hindu-Büsser (Asket) 27
Tamulischer Barbier 28

Singhalesisches Zebufuhrwerk (Hackery) 29
Vornehme Singhalesin aus Kandy 30
Ortsvorstand in Kandy in der altsinghalesischen Tracht 31
Singhalesischer Diener mit Schildpattkamm 32
Singhalese aus dem Niederland 33
Alter singhalesischer Arbeiter aus Kandy. Sammlung Nieuwenkamp, Rom 34
Singhalesischer Arbeiter aus dem Niederland 35
Wie Ceylonesen auf die Kokospalmen klettern 36
Arbeiter beim Anschneiden eines Gummibaumes 37
Singhalesische Zimtarbeiter bei der Arbeit 38
Stand eines Obstverkäufers in Colombo 39
Singhalesin des Niederlandes ohne das übliche Obergewand 40
Rodiya-Mädchen 41
Wädda 42
Wädda 43
Wädda mit Bogen, Pfeilen und Beil 44
Wädda mit Bogen und Pfeilen 45
Ceylonesische Seefischerboote mit Ausleger 46
Ceylonesisches Seefischerboot mit Ausleger 47
Tamulin beim Wasserholen 48
Tamulenfrau, die ihr Kind in der üblichen Weise auf der Hüfte trägt 49
Tamulenkinder 50
Tamulenkinder 51
Tamulin mit Schmuck 52
Tamulin mit Schmuck 53
Tamulin mit Fuss- und Kopfschmuck 54
Mohammedanerin 55
Ceylonesischer Mohammedaner 56
Buddhistischer Mönch der Birma-Sekte mit Palmblattfächer 57
Gedige Vihara, Kandy. (Beispiel eines buddhistischen Tempels im Stile eines Hinduheiligtums, Devale, vom Anfang des 18. Jahrhunderts) 58
Die Rajagirilena genannte Stelle in den Felsen von Mihintale, wo König Devanampiya Tissa Zellen für die buddhistischen Mönche erbauen liess. 307–267 bzw. 247–207 v. Chr. 59
Aus den Felsentempeln von Dambulla, der Tradition nach aus der Zeit kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung stammend mit späteren Aenderungen und Zusätzen 60
Anfang der Steintreppen von Mihintale 61

Ambatthala Dagoba in Mihintale, Ruhestätte der Reliquien des Mahinda, erbaut 275 bzw. 215 v. Chr. 62
Thuparama Dagoba zu Anuradhapura. Der Tradition nach der erste in Ceylon erbaute Dagoba (angeblich 307 bzw. 247 v. Chr.), Ostseite . . . 63
Ruvanväli Dagoba zu Anuradhapura, Ostseite 64
Die südliche der vier, den Himmelsrichtungen entsprechend errichteten, altarartigen Anbetungsstätten des Ruvanväli-Dagoba mit steinernen Opfertischen 65
Steinfigur nahe dem Ruvanväli-Dagoba, Anuradhapura. Sammlung Nieuwenkamp, Rom 66
Steinstatuen vor dem in Wiederherstellung befindlichen Ruvanväli-Dagoba, Anuradhapura. Sammlung Nieuwenkamp, Rom 67
Relieffigur (Dvarpal) von der Vorderseite der Treppenwangen an den Zugangstreppen des Ruvanväli-Dagoba und anderer heiliger Bauten . . 68
Antike Steinstatue, der Tradition nach des Königs Dutthagamani (101–77 v. Chr.) bei dem Ruvanväli-Dagoba in Anuradhapura 69
Steinpfeiler von der Umzäunung des Abhayagiri-Dagoba in Anuradhapura (ca. 100 v. Chr.) 70
Steinpfeiler von der Umzäunung des Abhayagiri-Dagoba zu Anuradhapura (ca. 100 v. Chr.) 71
Alte Steinskulpturen, ausgegraben bei dem Abhayagiri-Dagoba zu Anuradhapura 72
Siebenköpfige Schlange (Naga), ausgegraben bei dem Abhayagiri-Dagoba zu Anuradhapura 73
Treppe in einem gemauerten Badeteich, Anuradhapura 74
Treppenwange, Anuradhapura (Volute aus dem Maul eines Makara hervorkommend) 75
Treppenwange, Anuradhapura 76
Ruinen einer Pfeilerhalle, davor Treppe mit „Mondstein" (s. Tafel 79), Anuradhapura 77
Treppe mit „Mondstein", Anuradhapura 78
Sog. Mondstein am Eingang zum Heiligtum des Zahnes, Anuradhapura . . 79
Treppe mit Darstellung von „Erdgeistern", wahrscheinlich Zugang zu einem heiligen Bobaum, Anuradhapura 80
Kuttam Pokuna („Die zwei Badeteiche"), Anuradhapura 81
Jetavanarama Dagoba, der jüngste der drei grossen Dagobas von Anuradhapura (Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr.) 82
Der Issurumuniya-Felsen-Vihara (erbaut von König Devanampiya Tissa im 3. Jahrhundert v. Chr.) 83

Skulptur am Issurumuniya-Felsen-Vihara 84
Skulptur am Issurumuniya-Felsen-Vihara 85
Der Tradition nach Statue Parakrama Bahus I., des Grossen (1164–1197 n. Chr.), Polonnaruva 86
Jetavanarama und Kiri-Dagoba (12. Jahrhundert n. Chr.), Polonnaruva . . 87
Singhalesischer sitzender Bronze-Buddha 88
Singhalesischer Avalokiteshvara (Bronze) 89
Stehender Bronze-Buddha. M. V. B. 90
Stehender Bronze-Buddha. M. V. B. 91
Reliquienbehälter in Thupaform (Elfenbein). M. V. B. 92
Reliquienbehälter in Thupaform (Elfenbein). Im Innern befindet sich ein zweiter ähnlicher Thupa. M. V. B. 93
Buddhastatue im Lankatilaka Vihara bei Kandy (erbaut von Parakrama Bahu 1164–1197 n. Chr.) 94
Der See von Kandy mit dem Bibliotheksgebäude des Tempels des Heiligen Zahnes 95
Der Tempel des heiligen Zahnes Buddhas in Kandy (im Vordergrund der achteckige Bau Pattiripuva) 96
Kloster im Tempel des Heiligen Zahnes (Dalada Maligava Vihara), Kandy 97
Dagoba im Tempel des Heiligen Zahnes in Kandy 98
Devale (siehe Tafel 58) bei dem Dagoba des Heiligen Zahnes in Kandy . . 99
Inneres eines Hindutempels, Ceylon 100
Wandelhalle eines Hindutempels, Ceylon 101
Eingang zu einem Hindutempel, Ceylon 102
Neuer Hindutempel „Pithat", Colombo 103
Tempel-Hängelampe. M. V. B. 104
Schöpflöffel aus Kokosnuss mit hölzernem, geschnitztem Griff (etwa $^2/_5$ nat. Gr.). – Schreibzeug, silbergetrieben. M. V. B. 105
Silbergetriebener Beschlag einer Säbelscheide. M. V. B. 106
Messer mit reichverziertem Griff und Klinge. M. V. B. 107
Silbergetriebener Säbelgriff, mit Löwenköpfen verziert. M. V. B. 108
Elfenbeingeschnitzter Becher. Die Figuren in dem oberen Streifen stellen Kinnaras (singh. Kinduro) dar. M. V. B. 109
Elfenbeinkamm (panava) mit einer narilata genannten ornamentalen Figur. M. V. B. 110
Elfenbeindose, oben mit Kinnara-Figuren verziert. M. V. B. 111
Tänzerin 112
Tänzerin 113

Schauspieler als Gurusvami (der oberste der geistlichen Lehrer) 114
Schauspieler als Subrahmanya (Kriegsgott) 115
Szene aus Shakuntalâvilâsa, dem Spiel von Shakuntalâ 116
Maske zum Kolam-Tanz „der König". M. V. B. 117
Maske zum Kolam-Tanz (bezeichnet „der erste König"). M. V. B. 118
Maske zum Kolam-Tanz (der sog. „Maharakshaya"). M. V. B. 119
Maske der Pattini, der „Fürstin der Dämonen". M. V. B. 120
Maske zum Kolam-Tanz „die Königin". M. V. B. 121
Maske zum Teufelstanz „Devasanniyaka". M. V. B. 122
Maske zum Teufelstanz („Raja-mulu-sanni-yakshaya" oder „Maha-kola-sanni-yakshaya"). M. V. B. 123
Holzfigur des „Maha-Sohon"-Teufels. M. V. B. 124
Holzfigur des „Huniyanyakshaya" oder „Suniyan-yakshaya". M. V. B. . . 125
Holzfigur des sog. „Dalakumara-Teufels". M. V. B. 126
Holzfigur des „Kalukumara", des „Schwarzen Prinzenteufels". M. V. B. . . 127
Holzfigur des Teufels „Yama-rakshaya". M. V. B. 128

INDEX

Abdruck des Fusses Buddhas, 9
Aberglaube, 43. 59
Abhayagiri Dâgoba, 81. Tafel 70–73
Abhayagiri-Schule, 78. 83
Abhayagirivihâra, 86
Ackerbau, 39. 57
Ackerbauer, 53
Adam, 1. 9
Adamsbrücke, 6. 70
Adamspik, 1. 2. 9. 10. 11. 12. 17. 30. 59. 70. 74. 94. Tafel 1–3
Adamstränen, 11
Admiral, chinesischer, 89
Advokaten, 57
Affen, 34. 47
Afghanen, 58
Aggabodhi I., 23
Aegypten, 69. 70
Ajantâ, 15
Akklimatisationsversuche, 12
Alakeshvara, 89
Alavva, 17
Albino, 33
Alexander d. Gr., 10. 69. 76
Alexandrit, 3
Alluvialebene, 2
Almosenschale Buddhas, 84. 86
Alpen, 32
Alsophila crinita, 12. Tafel 20
Aluvihâra, 81
Aluvihâra, Felsentempel von, 33
Amba, 76
Ambatthala Dâgoba, 82. Tafel 62
Ambepussa, 17
Ameisen, 34
Amiens, Friede von, 92
Amukku-sanni-Teufel, 102
Ananas, 65
Andamanen, 93
Ankeliya, 104. 105
Ankeliya-Spiel, 105. 106
An-mola, 106
Anurâdhapura, 14. 15. 16. 17. 34. 74. 75. 76. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 85. 86. 88. Tafel 63. 64. 66–67. 69–82
Anurâdhapura, Heiligtum des Zahnes. Tafel 79
Anurâdhapura, Zeitalter von, 14
Araber, 88. 90
Arabien, 1
Arbeiter, alter singhalesischer aus Kandy. Tafel 34
Arbeitskräfte der Pflanzungen, 61
Architektur, 80
Arekanuss, 22. 23
Areka-Palme, 60
Arrak, 26
Aerzte, 57
Ashoka, 76. 78
Ashokamâlâ, 81
Asketen, 54. Tafel 26. 27
Assam-Teebaum, 61
Assyrer, 32
Astrologen, 59
Ausfuhrindustrie, 60
Ausgrabungen, 16
Ausleger, 55. Tafel 46. 47
Auster, 65. 66
Austernbänke, 67
Automobilstrassen, 6. 14
Avalokiteshvara. Tafel 89
Avisavälla, 90
Axishirsch, 34

Badeteiche, die zwei. Tafel 74—81
Baldaeus, 52. 72
Bambus, 25
Bambusa vulgaris, 27
Banane, 26. 60
Bananenfrucht, 26
Banyan (-tree), 21
Bär, 34. 48
Barbier, 55
Barbier, tamulischer. Tafel 28
Bartaffe, 34
Barttracht, 45
Basare, colomboer, 97
Baumfarne, 10. Tafel 20
Baummelone, 13. 60
Baumtomate, 13
Baumwollbaum, 21. 60. Tafel 16
Batticaloa, 5. 54. 56. 88
Bayern, 1
Beil, 48. Tafel 44
Bengalen, 11. 40. 72
Bentota, 9
Berendi Kovil, 90
Berenike, 70
Bergschatten, 10
„Berilli", 3
Bernardin de St. Pierre, 7
Beryll, 3
Betelblätter, 23
Beteldose, 23
Betelkauen, 22
Betelkauer, 23
Betelmesser, 23
Betelpfeffer, 22
Betelpflanze, 23
Bettelmönche, buddhistische, 94
Bevölkerung von Ceylon, 39
Bevölkerung, Verschiebung der, 88
Bevölkerungsabnahme, 88
Bewässerung, 1. 17. 65
Bewässerungssysteme, 88
Bibelfelsen, 11
Bibliothek, 18
Bibliothek in Kandy. Tafel 12
Bibliotheksgebäude (Kandy). Tafel 95
Biene, 47
Bihiri-sanni-Teufel, 102
Bindusâra, 76
Binnengewässer, 56
Binnenschiffahrt, 18
Birma, 27. 33. 71. 76. 84. 86
Birma-Sekte, 94. Tafel 57
Blei, 95
Blutegel, 28
Blüten-Pekoe, 61
Bobaum, heiliger, 60. 78. Tafel 80
Bocksbart, 45
Bodenwurzeln des Gummibaumes, 21
Bogen, 46. Tafel 44. 45
Bombax malabaricum, 21. Tafel 16
Bombay, 72
Botanische Gärten, 19
Brahmanen, 53
Brahmanenschnur, 85. 87
Brille, 3
Brillenschlange, 35. Siehe auch Cobra
Britisch-Indien, 1. Siehe auch Indien
Brockengespenst, 10
Bronze-Buddha. Tafel 88. 90. 91
Bronzepalast, 78
Brotfrucht, 65
Brownlow Teepflanzung. Tafel 3
Buddha, 9. 33. 72. 74. 82
Buddha, Fußstapfen des, 77
Buddhas Fußspur, 10
Buddhas Zahn, 86. 89
Buddhadâsa, 82
Buddhagayâ, 78
Buddhaghosa, 82
Buddhalehre, 94
Buddhasena, 82
Buddhastatue. Tafel 94
Buddhismus, 14. 22. 33. 75. 76 (Einführung des). 77. 87. 93. 94
Buddhisten, 42
Buddhisten, japanische, 11
Buddhistischer Tempel. Tafel 58
Büffel, 33. 47. 48

Büffel, wilde, 33
Büffel, zahme, 33
Bühnenkunst, 99
Bungalow, 35
Burghers, 39. 57. 92
Bûta-sanni-Teufel, 101

Calamus Roxburghi, 58
Callaway, 100. 104
Calotes, 27. 36
Carica papaya, 13
Cave, 16
Ceilão, 70
Ceylon, Namen von, 69
Ceylonzimt, 64
Ceylon-Tee, 62
Chalia (Kaste), 64. 92
Chamäleon 27. 36
Chandragupta, 76
Chena. 59. 60
Chetty, 58
China, 1
Chinesen, 4. 55. 88. 89
Chittâ, 74
Chola, 81. 84. 89
Christen, 57
Christen, nestorianische, 70
Chrysoberylle, 3
Chûnâ, 15
Chunâm, 15. 23
Chûrna, 15
Cinnamomum ceylanicum, 64
Cinnamon-gardens, 64
Claudius, Kaiser, 69
Cobra, 35
Coir, 25
Coirmühlen, 25
Colombo, 2. 3. 4. 6. 17. 18. 23. 31. 33. 37. 39. 40. 56. 57. 58. 64. 79. 90. 91. Tafel 9. 39. 103
Colombo-Galle (Strasse). Tafel 13
Columbien, 13
Constantin d. Gr., 76
Coomaraswami, 64. 97
Copra, 25
Cortez, Fernando, 73
Corypha umbraculifera, 21. Tafel 17
Curry, 37
Currygerichte, 25
Cybium guttatum, 56
Cyphomandra betacea, 13

Dämonen, 9
Dämonen- und Teufelsdienst, 51
Dämonenfurcht, 43
Dâgoba, 62–73. 78. 82. Tafel 98. 99
Dalada, 91
Dalada Maligava, 91
Dalada Maligava Vihâra. Tafel 97
Dalakumâra, 104
Dalakumâra-Teufel. Tafel 126
Dalarâsi, 104
Dambadeniya, 87. 88
Dambulla, 14. 17. 81. Tafel 60
Damhirsch, 34
Darbar, 31
Dehivala. Tafel 9
Dekhan, 6. 14
Delhi, 30
Dendrocalamus giganteus, 27. Tafel 18. 19
Deutschland, 20
Devale. Tafel 58. 99
Devânampiya Tissa, 75. 76. 78. 79. 80. Tafel 59. 83
Deva-sanni-Teufel, 102
Devasanniyaka, 101. Tafel 122
Dharma Parâkrama Bâhu IX., König, 90
Dhâtusena, 14. 15. 83. 86
Diamanten, 14
Diener, singhalesischer. Tafel 32
Dienstbotenzahl, 54
Dîpavamsa, 71
Dolmen, 76
Don, 58
Dondra, 90
Dorfastrologe, 59. 60
Dravidier, 53
Dschangel, 14. 16. 19. 33. 60. 87
Dschangelblume, 13
Dschangellianen, 105

Dschangelregion, 14
Dünen, 18
Durian-Frucht, 65
Dutthagâmanî, 33. 78. 79. Tafel 69

Edda, 93
Edelhirsch, 34
Edelsteine, 2. 88
Edelsteinhandel, 3. 56
Edelsteinhandel ins Ausland, 85
Edikte, Felsenedikte des Ashoka, 76. 77
Ehe, 40
Ehe bei den Wädda, 49
Eheschliessung, 49
Eichhörnchen, fliegende, 27
Eidechse, 27. 36. 43
Einbrüche, tamulische, 78
Einehe, 50
Einfuhrzoll (auf Reis), 60
Eingeborene, 24
Eingeborenenhütte aus Kokosblättern. Tafel 21
Einhorn, 101
Einsteckkamm, 55
Eisenbahnen, 6
Eisenbahn-Spurweite, 6
Eisenerz, 3. 95
Elâla, 79. 80
Elk, 34
Elefant, 29. 33. 47. 88. Tafel 8. 22–25
Elefant, afrikanischer, 29
Elefant, Futter des, 31
Elefant, weisser, 33
Elefant, wilder, 13
Elefantenbaby, 32
Elefantenbadeplatz, 17. Tafel 8
Elefantenfang, 32
Elefantenherde, 32
Elefantenjagd, 58
Elefantenkraal, 32
Elefantenweibchen, 32
Elefanten-Zwillinge, 32
Elephas indicus, 29
Elfenbein, 96. Tafel 92. 93. 109. 110. 111
Elfenbeinbecher. Tafel 109
Elfenbeindose. Tafel 111
Elfenbeinkamm. Tafel 110
Elu, 71
Endosperm, 24
England, Königin von, 65
Engländer, 41. 80. 92
Englisch-Ostindische Kompagnie, 92. 93
Epiphyten, 21
Erdgeister. Tafel 80
Erythräisches Meer, 69. Siehe auch Periplus
Essig, 26
Esschüssel-Reliquie, 78
Eurasier, 39. 57
Europa, 19
Europäer, 33. 52. 58

Fahsien, 10. 82
Farbensinn, 49
Farnbäume, 12
Farne, 13. 21
Feigenbaum, heiliger, 34
Feigenbaum, indischer, 21. Tafel 13
Felsenedikte, des Ashoka, 76, 77
Felsentempel, 14. Tafel 60
Ficus bengalensis, 21
Ficus elastica, 20. Tafel 14. 15
Ficus indica, 21. Tafel 13
Fieber, 61
Fisch, kletternder, 56
Fisch, marschierender, 56
Fisch, singender, 56
Fischerboot, 26
Fischerei, 55
Flechten von Matten und Körben, 25
Fleisch, Trocknen von, 48
Flora, europäische, 19
Forellen, 13
Formosa, 20
Franz Xaver, 90
Fresken, 15
Freudenberg Philipp, 103
Fruchtläden, 64. Siehe auch Obstverkäufer
Fujiyama, 11
Fürstin der Dämonen. Tafel 120

Fussabdruck Buddhas, 9
Fußschmuck. Tafel 54
Fußspur Buddhas, 11
Fußstapfen Buddhas, 77
Futter des Elefanten, 31

Gaja Bâhu, 85. 86. 104
Galle, 6. 18. 64. 90
Gâmanî, 79
Gambier, 22
Gampola, 87. 89
Gandhâra-Skulptur, 33
Ganesha, 33
Ganges, 76. 78
Gebirge, zentrales, 4
Gedige Vihâra (Kandy). Tafel 58
Geiger, Wilh., 42. 44. 75. 82
Geistesleben der Wädda, 51
Gemeinschaftsehe, 49
Gerberei, 95
Gesamtlandfläche, 39
Geschichtschreibung, 71
Gewitter, 5. 10
Gewürzausfuhr, 92
Gewürze, 88
Giftschlangen, 35
Gini-jala-sanni-Teufel, 101
Gipfelschatten, 11
Gladiatorenkämpfe, 3
Glasbrennen, 95
Glimmer, 3
Glücksspiel, 2
Gneis, 1
Gneisdome, 12. 74. 76
Gneiskern, 1
Goa, 90. 91
Gold, 3. 15. 95
Golf von Bengalen, 37
Göttin Pattinî, 104
Goviya, 44
Grab, Heiliges, 9
Grabstock, 48
Granaten, 2
Graphit, 3. 63
Great-Basses-Leuchtturm, 71
Gregory Road. Tafel 11
Griffel, 22
Grossbritannien, 92
Grünwedel, Albert, 97. 100. 104
Grundgerippe der Insel, 1
Gujarât, 72
Gulma-sanni-Teufel, 102
Gummi 21. 58. 63
Gummibaum, 20. 62. 63. Tafel 14. 15. 37
Gummibaum, Anschneiden eines. Tafel 37
Gummibaum, Brettwurzeln des. Tafel 15
Gummiproduktion, 63
Guenther, Dr. K., 24
Gürtel, 45
Gurusvâmî, 99. Tafel 114

Hacke, 48
Häckel, Ernst, 56
Hackery, 33. Tafel 29
Haffe, 18
Hagemann, Carl, 100. 104
Hagenbeck, John, 31. 32
Haifische, 37
Hakenstöcke, 105
Hakgala, 5. 12. 19. 70
Hakgala-Felsen, 12. 13. Tafel 4
Hakgala-Garten, 27
Halbinsel, 93
Hambantota, 5. 13
Hamilton-Kanal, 18
Handel, 39
Handwerk, singhalesisches, 95
Hängebrückenbau, 58
Hängelampe. Tafel 104
Hannibal, 32
Hasan, 57
Hase, 47. 57
Hatton, 10
Hauptgebirge, 4
Hautfarbe, 39
Helu, 71
Hemileia vastatrix, 64
Heneradgoda, 63

Herpestes Mungo, 35
Hetzjagd, 13
Hexerei, 60
Himâlaya, 70. 76
Himmelfahrt, 9
Hindu, 33
Hindu-Büsser. Tafel 26. 27
Hinduglaube, 84
Hinduheiligtum. Tafel 58. Siehe auch Hindutempel
Hinduismus, 9. 76. 93
Hindutempel, 80. Tafel 100. 101. 102. 103
Hinterindien, 33
Hirscharten, 34. 47
Hirschjagd, 34
Hochland, 79
Hochplateau, 13
Holländer, 18. 37. 41. 57. 64. 80. 92
Hölle, buddhistische, 33
Holzfigur. Tafel 124–128
Holzschnitzer-Industrie, 95
Horton Plains, 13. 19. 29. 34
Honig, 34. 46
Honig, wilder, 34
Hüftschnur, 49
Hüfttuch, 49
Huldigungsfest, 31
Hund, 47. 51
Hunde, fliegende, 27
Hungersnot, 81
Huniyan-yakshaya, 101. 104. Tafel 125
Hura (Vetter), 52
Husain, 57
Hyson, 62

Ibn Batuta, 64
Ichneumon, 25
van Imhoff, Gouverneur, 26
Indien, 6. 15. 20. 22. 41. 76. 88
Indikatupana, 10
Indischer Ozean, 69
Indo-Araber, 56
Indus, 76
Insel im See von Kandy. Tafel 10
Irland, 1
Ishwara, 101
Islam, 57
Island, 93
Issurumuniya-Kloster, 78
Issurumuniya-Felsen-Vihâra. Tafel 83 Skulptur am, Tafel 84. 85

Jaffna, 5. 6. 88. 89
Jagd- und Hetzhunde, 34
Jala-sanni-Teufel, 102
Java, 20. 27
Jerusalem, 9
Jetavanârâma, 82. 86. Tafel 82. 87
Jetavanârâma Dâgoba. Tafel 82
Justinian, 70

Kabaragoya, 37
Kabuk, 1
Kaduganava, 42
Käfer, 27
Kaffeebau, 58
Kaffeepflanze, 64. 92
Kaffern, 58. 93
Kakao, 58. 62. 63
Kakaopflanze, 62
Kälani, 79
Kälaniganga, 10. 17
Kälani-Tal, 23
Kalif Ali, 57
Kalifeldspat, 3
Kalinga, 84
Kalk, 22. 23
Kaluganga, 9. 17. 21
Kalukumâra, 104. Tafel 127
Kalutara, 9. 17. 21. Tafel 13
Kaluväva, 82
Kamboja, 86
Kamm der Männer, 39
Kampfer, 58
Kanäle, 18
Kana-sanni-Teufel, 102
Kandula, 79
Kandy, 2. 6. 14. 17. 19. 21. 22. 30. 33. 37. 41. 58. 60. 80. 87. 91. 93. Tafel 10. 11. 12. 30. 34. 94–99

Kandy, König von, 47
Kandy, Königin von, 40
Kandy, Museum, 96
Kandy, See von, 17. Tafel 10. 11. 12. 95
Kandy-Bezirk, 56
Kandydistrikt, 3
Kandy-Tracht, 41
Kanoe, 55
Kaolin, 3. 4
Kapspur, 6
Kardamomen, 58
Karren, zweiräderiger, 33
Kartoffeln, 26
Kârttikeya, 70. 99
Kârttikeya Grâma, 70
Kashmir, 76
Kassapa, 15. 71. 83
Kaste, 53. 54
Kasten-Abzeichen, 39
Kastenwesen, 53
Kataragâma, 70
Katholiken, 57
Katugastota, 30
Katzenauge, 3
Kaufleute, 53. 57
Kauliang, 25
Kâvya, 71
Kazwini, 89
Keragala, 88
Kerbtiere, 27
Ketten, 10
Kew-Gardens, bei London, 63
Kindermord, 42
Kinduro. Tafel 109
Kinnara-Figur. Tafel 111
Kinnaras. Tafel 109
Kirche, buddhistische, 84. 89
Kirchensprache, 71
Kiri-Dâgoba. Tafel 87
Kirigalpolla, 13
Kittisirimegha, 85
Kitul-Palme, 22. 60
Kleidung, 49
Klima, 4. 5. 41
Klöster, 81
Knox, Robert, 56
Kokhanda-sanni-Teufel, 102
Kokosfaser, 25
Kokoskohl, 26
Kokosmilch, 24
Kokosnuss, 63. Tafel 105
Kokosnuss, getrocknete, 25
Kokosnussbutterfabrikation, 25
Kokosnussöl, 39
Kokosnusspflanzungen, 92
Kokospalmen, 5. 23. 24. 26. 27. 30. Tafel 21
Kokospalmen, Klettern auf. Tafel 36
Kokospalmen, unbefugtes Hinaufklettern auf. Tafel 21
Kokos-Stearin, 25
Kolam-Tanz, 100
Kola-sanni-Teufel, 102
Kolikuttu, 26
Kolonien, 86
Kommunismus, 49
Kongo, 61. 62
König. Tafel 117
König, »der erste« (Maske). Tafel 118
Königin. Tafel 121
Königsfamilien, ceylonesische, 53
Königstiger, 33
Konstantinopel, 15
Kopfschmuck. Tafel 54
Kora-sanni-Teufel, 102
Korallen, 1. 23
Koralleninseln, 23. 24
Korkeiche, 13
Kornak. Tafel 22
Körperbehaarung der Wädda, 45
Korund, 2. 3
Kosmas Indikopleustes, 70
Kotte, 87. 88. 89. 91
Krankheitsbeschwörungstänze, 50
Kriegeradel, 53
Kriegselefant, 33
Kriegsgott. Tafel 115
Kristalle, 3
Krokodile, 36. 37

Kshatriya, 53
Kublai Khan, 2
Kuli, 41. 53. 61
Kunst, 97
Kunst, vorbuddhistische, 76
Kunstgewerbe, singhalesisches, 95
Kunstgewerbliche Arbeit, 23
Kurumba (Kurumbâva), 24
Kurunägala, 73. 87
Küstenlinie, 18
Kustia Râja, 23
Kuttam Pokuna. Tafel 81
Kuvenî, 44. 73

Ladengeschäfte, 58
Lakshapana, 10
Land, bebaubares, 65
Landbau, 65
Landesaufnahme, 22
Landschildkröte, 37. 43
Lankâ, 70
Lankâtilaka Vihâra. Tafel 94
Lastpflanzen, 21
Later (Ziegel), 1
Laterit, 1
Laubwald, 20
Lederstrumpf, 35
Legenden, buddhistische, 9
Lehrer, geistlicher. Tafel 114
Le Mésurier, 105
Lendenschnur aus Bast, 49
Leopard, 34
Lianen, 20. 21
Limefruit, 13. 65
Lohamahâpâsâda, 80
London, 3
Lotusblüten, 16
Löwenkopf. Tafel 108
Löwensteig. Tafel 7
Luftwurzeln, 20. 21
Lûlâ, 56
Lustschloss, 18

Macacus pileatus, 34
Madagaskar, 71
Madras, 6. 40. 79. 92
Madras, Präsidentschaft, 93
Madreporen, 22
Madura, 33. 61. 73. 83
Magadha, 76
Mâgha Kalinga, 87
Maha, 59
Mahâ-kola-sanni-yakshaya, 101. Tafel 123
Mahâmegha-Garten, 75
Mahânâma, 16. 71
Mahâoya, 17
Mahâ-rakshaya. Tafel 119
Mahâsena, 71. 82
Mahâ-Sohon-Teufel, 104. Tafel 124
Mahâväliganga, 17. 75. Tafel 8. 22. 23. 25
Mahâväliganga-Knie, 44. 85
Mahâvamsa, 9. 16. 23. 32. 43. 53. 71. 72. 76. 78. 86. 89. 95
Mahâvihâra, 78. 83. 86
Mahâvishnu, 105
Mahinda, 76. 78. 79. Tafel 62
Mahinda IV., 84
Majjhimanikâya, 77
Makak, 34
Malabaren, 15
Malabarisch, 53
Malabar-Küste, 6
Malayen, 39. 58. 92
Malediven, 23
Malerei, 95
Malvatuganga, 17
Malvatuoya, 74
Mamoti, 59
Manaar, 6. 17. 65. 66. 67. 69. 88
Mânâbharana, 85
Mandschurei, südliche, 25
Mangobaum, 48. 60. 76. 77
Mangos, 65
Mangostin, 65
Marco Polo, 2. 88
Maru-sanni-Teufel, 102
Maske zum Kolam-Tanz. Tafel 117–119. 121
Maske zum Teufelstanz. Tafel 122. 123
Maskeliya, 10. Tafel 2

Masken, 100
Matara, 4
Maul- und Klauenseuche, 30
Mauren, 90
Mauritius, 93
Mâyâ, 33
Mâyâdhanu, 90. 91
Medizin, indische, 100
Meeresströmungen, 40
Mehl, zerfallenen Holzes, 46
Mekka, 9
Menschenfresserei, 48
Messer. Tafel 107
Messing, 15. 95
Metallguss, 95
Mexiko, 73
Mica, 3
Mihintale, 12. 76. 78. 82. Tafel 59. 61. 62
Milch- und Zugviehrasse, 34
Ming-Dynastie, 4
Ming-Kaiser Yung Lo, 89
Minneriya, 82
Mirisväti Dâgoba, 80
Mischlinge, 39. 57
Mitta, 84
Moggallâna, 15. 16
Mohammedaner, 3. 9. 56
Mohammedaner, -in. Tafel 55. 56
Mönch, buddh. Tafel 57. 58
Mondstein, 3. Tafel 77—79
Monopol, Gewürz-, 92
Monsun, 1. 4. 5. 69. 72
Montecorvino, 89
Moormen, 3. 39. 56. 57. 64
Moors, 39. 56. 57
Moratuva, 6. 40. 64
Moros, 90
Moskito, 61
Mount Lavinia. Tafel 9
Mullaittivu, 88
Mundagiri, 42
Mungo, 35
Muntjac, 34
Münzen, alte römische, 15
Musa sapientum, 26
Musaceen, 26
Museum für Völkerkunde Berlin, M.V. B., 33
M. V. B. (= Museum für Völkerkunde Berlin). Tafel 92. 93. 104—111. 117—128
Museum in Kandy, 96
Mutasiva, 75

Nâga, 43. 44. 73
Nâga-sanni-Teufel, 102
Nâga-Staaten, 53
Nakätrala, 59
Nâmaratnawalî, 42
Namen von Ceylon, 69
Namunapik, 12
Nârilatâ. Tafel 110
Nasenschmuck, 41
Nationalspiel Ankeliya, 104
Nebel, 5
Negombo, 7. 17. 18
Nero, 3
Niederschläge, 4. 5
Nieuwenkamp, Sammlung, Rom. Tafel 24. 34. 66. 67
Nillu, 13. 30
Nirvâna, 72
Nordamerika, 35
Nordwest-Indien, 40
Nuvara Eliya, 4. 5. 6. 12. 34. 60. 70. Tafel 4
Nuvara Eliya Distrikt, 105

Obstverkäufer. Tafel 39
Ohrenpflöcke, 49
Oel, 25
Ola, 22. 96
Olëin, 25
Opfermünzen 23
Opfertisch. Tafel 65
Ophiocephalus striatus, 56
Orange-Pekoe, 61. 62
Orchideen, 27
Orthoklas, 3
Ortsvorstand in Kandy. Tafel 31
Ortsvorstände, singhalesische, 41

Ostasiaten, 46
Ostasien, 1. 5
Ostrom, 15

Padaboote, 55
Palabadulla, 10
Palanga, 105
Palaesimundu, 69. 70
Pâli, 22. 71
Pâli-Kanon, 71
Palmblattfächer. Tafel 57
Palmblattkanon, 22
Palmen, 18. 21
Palmengarten, 23
Palmyra-Palme, 22. 23
Palmzucker, 22. 26
Panava. Tafel 110
Pândava, 73
Pandita Parâkrama Bâhu III., 2
Pandukabhaya, 74. 75
Panduvâsudeva, 74
Päni kurundu, 64
Pantheon, hinduistisches, 104
Paradies, 1
Parâkrama-Bâhu, 42. 53. 84. 85. 86. 87. Tafel 86. 94
Parâkrama Bâhu II., 87. 88
Parâkrama Bâhu VI., 88. 89
Parâkumba, 42. Siehe Parâkrama Bâhu
Patenas, 13
Patlidjan, 65
Pattinî, Göttin, 101. 105. Tafel 120
Pattipola, 5
Pattiripuva. Tafel 96
Peak-View-Hotel, 10
Pekoe, 62
Pekoe-Sorten, 61
Pekoe-Souchong, 62
Peradeniya, 12. 19. 21. 25. 36. 60. Tafel 18. 19
Perahera, 31. 99. 106
Periplus (maris Erythraei), 69. 70
Perlen, 65. 67. 88
Perlenfischerei, 56. 65
Perlenhandel, 56
Persischer Golf, 65. 69
Pettah, 3. 59
Pidurutalagala, 9. 12. 17
Pilger (Pilgrim), 9. 10
Pinie (Pinus Montezumae), 13
Pithat. Tafel 103
Pitta-sanni-Teufel, 102
Pfeil, 46. Tafel 44. 45
Pfeil, Spitze des, 47
Pfeil, Verehrung des, 51
Pfeilerhalle. Tafel 77
Pfeiltanz, 50
Pflanzendaunen, indische, 21
Pflanzenfett, 25
Pflanzenwelt, 19
Pflanzer, 58
Pflug, 48
Plantagenwirtschaft in den Bergen, 63
Plantain, 26
Plumbago, 3
Polgahavela, 21
Polonnaruva, 14. 17. 53. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. Tafel 86. 87
Poonac, 25
Portugalbai, 29
Portugiesen, 41. 80. 90. 91
Porzellanfabrikation, 4
Prabhurâja, 89
Priesterschaft, 77
Prokop, 70
Protestanten, 57
Ptolemaeus, 69
Pulvermagazin, 18
Punische Kriege, 32
Puri, 37
Puttalam, 72
Python molurus. 35. 36

Quarz, 16
Quellen, 14
Quellen, warme, 1

Râhula Sthavira, 88
Râja-mulu-sanni-yakshaya, 101. Tafel 123
Râja Simha I., 90. 91

Râja Simha II., 91. 92
Râjagirilena. Tafel 59
Râjaratnakaraya, 71
Râjavaliya, 71
Râkshasa, 9
Râma, 70. 99
Râmâyana, 70. 73
Ramboda-Pass, 12. Tafel 4
Râmeshvaram, 70. 86
Rasse, singhalesische, 40
Ratanâvalî, 84
Ratnapura, 5. 9. 37
Rattan, 58
Rattenschlange, 35
Râvana, 70. 71
Recht, römisch-holländisches, 93
Regen, 5
Regierungsrasthäuser, 35
Reif, 6
Reis, 43. 59. 60. 72
Reisbau, 59
Reisfelder, 30. 60. Tafel 5
Reiskuchen, 59
Religion, buddhistische, 41
Reliquien. Tafel 62
Reliquienbehälter. Tafel 92. 93
Reliquienverehrung, 78
Reservationen für wilde Elefanten, 29
Rhododendron, 10. 11
Ridivilliya, 42
Riesenbambus, 27. Tafel 18. 19
Riesenschlange, 35
Riksha, 42
Rind in der Religion der Inder, 48
Rodda, 42
Rodiya, 39. 42
Rodiya, Anzahl der, 43
Rodiya, Herkunft der, 43
Rodiya-Mädchen. Tafel 41
Rohana, 74. 79. 80. 83. 84. 85
Römer, 69
Römerzeit, 3
Rotan, 58
Rotes Meer, 65
Rothirsch, 34
Rubin, 2
Ruinenstätten, 14. 17
Rupprecht von Bayern, 11
Ruvanväli Dâgoba, 80. 81. Tafel 64–69

Sabaragamuva, 85
Säbelgriff. Tafel 108
Säbelscheide. Tafel 106
Saddha Tissa, 81
Sagen, 9
Sago, 22
Saisonarbeiter, 53
Salâgamaya, 92
Salâgamayô, 64
Salai, 69
Salike, 69
Salz, 5
Samanala, 70
Samantapâsâdikâ, 83
Sambar, 34
Sami-Felsen, 91
Sanghabodhi I., 81
Sanghabodhi IV., 84
Sanghamittâ, 78
Saphir, 2
Sapu-Blumen, 105
Sarasin, Drs., 35. 44. 48
Sarong, 40. 41. 54. 55. 56
Schakal, 48
Schamtuch, 45
Schauspieler. Tafel 114. 115
Schiesspulver (Tee), 62
Schildkröten, 36. 51
Schildpattkamm. Tafel 32
Schlachtelefanten, 32. 79
Schlange (Nâga), siebenköpfige. Tafel 73
Schlangen, 9. 28
Schlangenbändiger, 35
Schlangenverehrer, 53
Schlangenverehrung, 44
Schlüsselbein-Reliquie, 78
Schmetterlinge, 27
Schmied, ceylonesischer, 95

Schmied, singhalesischer, 47
Schmiedekunst, 95
Schmuck, 49. 54. Tafel 52. 53
Schnitzer, 95
Schnitzerei, 95
Schönechsen, 36
Schontage für Tiere, 86
Schöpflöffel. Tafel 105
Schreibzeug, 95. Tafel 105
Schrift, birmanische, 71
Schrift, kambojanische, 71
Schrift, singhalesische, 71. 72
Schrift, tamulische, 72
Schutzgebiete, 86
Schwarzer Prinzenteufel. Tafel 127
Schweinshirsch, 34
Schwimmgewebe, 24
Seefischerboot. Tafel 46. 47
Seen, 17
Seer (Cybium guttatum), 56
Seeschildkröten, 37
Seifenherstellung, 25
Seligmann, C. G., 50
Sena I., 83
Sena II., 83
Serapendiya, 95
Serendib, 10
Serinda, 70
Seychellen, 93
Shakra, 101
Shakuntalâ, 99. Tafel 116
Shakuntalâvilâsa. Tafel 116
Shiiten, 57
Shiva, 9, 91
Shiva-Tempel, 90
Shleshma-sanni-Teufel, 102
Shrîpâda, 9
Shrî Râhula Sthavira. Siehe Râhula Sthavira
Shrî Vira Parâkrama Narendra Simha, s. Vira Parâkrama Narendra Simha
Shûdra, 53. 54
Siam, 33. 71. 93
Siam-Sekte, 94
Siddhartha, 74
Sielediba, 70
Sîgiri, 14. 15. 32. 71. 83. Tafel 6. 7
Sîgiri-Fels, 12
Sîha-giri, 15
Sîla Megha, 83
Sîlameghavanna, 83
Silber, 15. 95
Silbergetriebener Beschlag. Tafel 106
Silbergetriebener Säbelgriff. Tafel 108
Silberschmiedearbeiten, 96
Simha (König), 72. 91
Simhala-dvîpa, 70
Sindbad, 14. 57
Singhalesen, 2. 9. 14. 22. 23. 39. 40. 41. 42. 43. 45. 51. 52. 53. 55. 56. 61. 64. 75. 79. 80. 104
Singhalesen, Name der, 72
Singhalesen aus dem Niederland. Tafel 33. 35. 40
Singhalesenkönig, 17
Singhalesin, vornehme. Tafel 30
Singhalesische (Sprache), 71
Sirup, 22
Sîtâ, 70
Sîtâkunt, 70
Sîtâvaka, 87. 90. 91
Skanda, 70. 99
Skandapurâna, 70
Solanum melongena, 65
Sonnenrasse, 79
Souchong, 61. 62
Spaten, 48
Spiele des singhalesischen Landvolkes, 104
van Spilbergen, Admiral, 92
Spinnen, 95
Sprache, Kenntnis der, 99
Sprachen auf Ceylon, 52. 53. 69
Stachelschwein, 34
Staghunting, 34
Stahlmesser, kandyer, 96. Tafel 107
Stauwerke, 80
Steinfigur. Tafel 66
Steinkreise, 76
Steinpfeiler. Tafel 70. 71
Steinskulptur. Tafel 72
Steinstatue. Tafel 67. 69

Sternrubine und -saphire, 2
Still, John, 72
Stosszähne, 30
Strobilanthus, 13
Stûpa, 78. Tafel 62
Subrahmanya, 99. Tafel 115
Südasien, 9
Südindien, 5. 12. 22. 44. 61
Südindien, unaufhörlicher Kampf mit, 80
Sudu hura (weisser Vetter), 52
Südwest-Seewind, 4
Sugalâ, 86
Sumanakûta, 9. 70
Suniyan-yakshaya, 101. Tafel 125
Suppâraka, 72
Surat, 72
Suriya, 82
Suriyavamsa, 79
Süsswasserfische, 47
Süsswasserschildkröte, 37
Sûtra, 77
Suvandäl, 26
Suvannapâlî, 74

Taifune, 5
Talagoya, 37. 47
Talipot-Palme, 21. 22. 25. 96. Tafel 17
Tambapânayo, 69
Tambapannî, 69. 72. 73
Tamil (Sprache), 57
Tamil-sanni-Teufel, 102
Tâmraparnî, 69
Tamulen, 14. 39. 40. 45. 51. 52. 53. 57. 64. 79. 80. 83. 85. 86. 89
Tamulen, Tracht der, 54
Tamulenfrau. Tafel 49
Tamulenkind. Tafel 49–51
Tamulin. Tafel 48. 49. 52–54
Tamulische Sprache, 53. 57. 72
Tantra-Schule, indische, 104
Tänzer, 103
Tänzerin. Tafel 112. 113
Taprobane, 68
Tätowierung, 49
Taubenblut-Rubin, 2
Taucher, 66. 67
Tausend-Säulen-Tempel, 91
Tee, 61. 63
Tee, grüner, 62
Teeanbau, 60
Tee-Fabriken, 62
Teefelder, 61
Teepflanze, 61
Teepflanzungen, 10. 58. 61
Tee-Staub, 62
Teestaude, 61
Tempelelefant, 30
Tempel-Hängelampe. Tafel 104
Temperaturgegensätze, 6
Temperatursprünge, 6
Tennent, Sir Emerson, 4. 34
Termiten, 34
Terrassen. Tafel 5
Teufel, 100
Teufelsdienst, 100. 104
Teufelsmasken, 100
Teufelstanz, 99. 100
Teufelstänzer, 103
Theater, 99
Thorium, 3
Thûpaform. Tafel 92. 93
Thûpârâma Dâgoba, 78. 82
Tic-Polonga, 35
Tieflanddschangel, 14
Tischlerindustrie, 95
Tissa, 81
Titpolonga, 35
Toddy, 22, 26
Toddy-Palme, 60
Topaväva, 82
Töpferei, 95
Toramalli, 2
Totagamuva (Ort), 88
Totagamuva (Dichter), 88. 89
Totapella, 9. 13
Totemismus, 47
Totenzeremonien, 50
Tracht, altsinghalesische. Tafel 31

Treppe. Tafel 61. 74. 75. 76. 77. 78. 80
Treppenwange. Tafel 75. 76
Tribut nach China, 89
Trincomali, 5. 6. 14. 17. 91. 92
Tripitaka, 82
Turban, 56
Turmalin, 2
Tushita-Himmel, 33
Tusk, 30
Tuticorin, 6

Udugâma, 5. 37
Umzäunung (eines Dâgoba). Tafel 70. 71
Uncaria Gambier, 22
Upatissa, 74. 82
Upaveda, 100
Upham, 100
Urbevölkerung, 44
Ureinwohner, 53. 79
Urkultur, 49–50
Urmenschen, 52
Urwald, 16
Urwalddschangel, 17

Vaidûrya, 3
Vaishya, 53
Vallabha, 85
Vâlmîki, 70
Vanduruaffe, 34. 47
Vangâ, 72. 74
Vanille, 58
Varam, 106
Varane, 37. 48
Varanus bengalensis, 37. 47
Varanus salvator, 37
Varna, 53
Vasabha, 81
Vâta-sanni-Teufel, 102
Vattagâmanî, 81
Veda-Glaube, 75
Vedi-sanni-Teufel, 102
Vellâla, 44
Verehrung des Pfeiles, 51
Vergrösserungsgläser, 3
Verkehrsverhältnisse, 6
Vessagiri-Kloster, 78
Victoria-Drive. Tafel 12
Victoria Regia, 27
Vidyodaya-Hochschule, 94
Viehzüchter, 53
Vihâra. Siehe Mahâvihâra
Vijaya 44. 69. 72. 73. 74. 75. 76. 82
Vijaya Bâhu I., 84
Vijaya Bâhu II., 87
Vijaya Bâhu III., 87
Vijaya Bâhu Pirivena, 88
Vijitapura, 79
Vikrama Bâhu I., 84
Vinayapitaka, 83
Viper, 35
Vira Parâkrama Narendra Simha, 91
Vishnu, 9
Vishnu-Tempel (Dondra), 90
Vögel, 47
Voharika Tissa, 81

Wädda, 39. 40. 43. 44. 45. 47. 49. 50. 75. Tafel 42–45
(Kulturwädda), 44. 45. 51. 52
(Naturwädda), 44. 45. 48. 52. 74
Wädda, Ableitung des Namens, 44
Walther, J., 3
Wanderbiene (Apis dorsata), 16
Waram, 106
Wasserholen. Tafel 48
Weben, 95
Weizen, 26
Westindien, 13
Westprovinz, 39
Wetter, 4
Will Pattu Sanctuary, 29
Willis, J. C., 63. 105
Windschirme, 45
Winter, Fehlen des, 19
Wirbelwinde, 5
World's End, 13
Wurfaxt, 48
Wurzeln, brettartige des Gummibaumes, 20

Yak, 100
Yakdessagala, 73
Yakkha, 51. 73. 74. 75. 79. 100
Yakkun nattannawa, 101
Yaksha, 9
Yala, 59
Yala Sanctuary, 29
Yama-rakshaya, 104. Tafel 128
Yams, Yamswurzel, 48. 60
Yâpahu, 87. 89
Young Hyson, 62
Yule, 2

Zahn Buddhas, 91
Zahn, heiliger, 84
Zahn, Tempel des Heiligen, 18. 91. Tafel 12. 95–99
Zahnfeilung, 49
Zamenis mucosa, 35
Zauberei, 43
Zaubersprüche, 51
Zebufuhrwerk. Tafel 29
Zebuochse, 33. 48
Zellen, für buddh. Mönche. Tafel 59
Zentralgebirge, 17
Zentral-Nordprovinz, 38
Zeylon, 70 (sonst stets: Ceylon)
Ziege, 34
Zimt, 58. 63. 92
Zimtarbeiter. Tafel 38
Zimtbaum, 64
Zimtgärten, 64
Zimtindustrie, 40
Zimt-Insel, 63
Zimtpflanze, 89
Zimt-Regierungsmonopol, holländisches, 64. 92
Zimtstein, 2
Zirkon 2
Zisterne, 16
Zitrone, 65
Zitronella-Oel, 63
Zucker, 26. 81
Zwergmoschustier, 34
Zwietracht, ewige, innere, 80
Zyklone, 5

TAFELN

ERRATA

in der Beschriftung der Tafeln.

(Im Verzeichnis der Tafeln berichtigt.)

Tafel 4. Nuvara statt Nuwara; – Hakgala statt Hakgalla.
„ 9. Dehivala statt Dehiwala.
„ 17. Corypha umbraculifera statt umbracalifera.
„ 29. Füge hinzu: (Hackery).
„ 38. Zimt statt Zimmt.
„ 42–45. Wädda statt Wedda.
„ 55. Mohammedanerin statt Muhammedanerin.
„ 56. Mohammedaner statt Muhammedaner.
„ 57. Birma-Sekte statt Burma-Sekte.
„ 58. Devale statt Dewale.
„ 59. Füge ein hinter 307–267: bzw. 247–207.
„ 62. „ „ „ 275: bzw. 215 v. Chr.
„ 63. „ „ „ 307: bzw. 247 v. Chr.
Ferner: der . . .Dagoba statt die . . .Dagoba.
„ 64–69. Ruvanväli statt Ruwanwäli.
„ 65. des . . .Dagoba statt der . . .Dagoba.
„ 66. nahe dem statt nahe der.
„ 67. vor dem statt vor der.
„ 68. Dvarpal statt Dwarpal; – des . . .Dagoba statt der . . .Dagoba.
„ 69. bei dem statt bei der.
„ 70–71. des . . .Dagoba statt der . . .Dagoba.
„ 72–73. bei dem statt bei der.
„ 82. Jetavanarama statt Jetawanarama; – der jüngste statt die jüngste.
„ 83. Der . . .Vihara statt das . . .Vihara.
„ 86–87. Polonnaruva statt Pollonnaruwa.
„ 87. Jetavanarama statt Jetawanarama.
„ 94. Bahu statt Bahn.
„ 96. Pattiripuva statt Pattiripuwa.
„ 97. Maligava statt Maligawa.
„ 99. Devale statt Dewale; – bei dem statt bei der.
„ 114. Gurusvami statt Guruswamin.
„ 128. Yama statt Yamma.

1. *Schatten des Adamspik bei Sonnenaufgang*

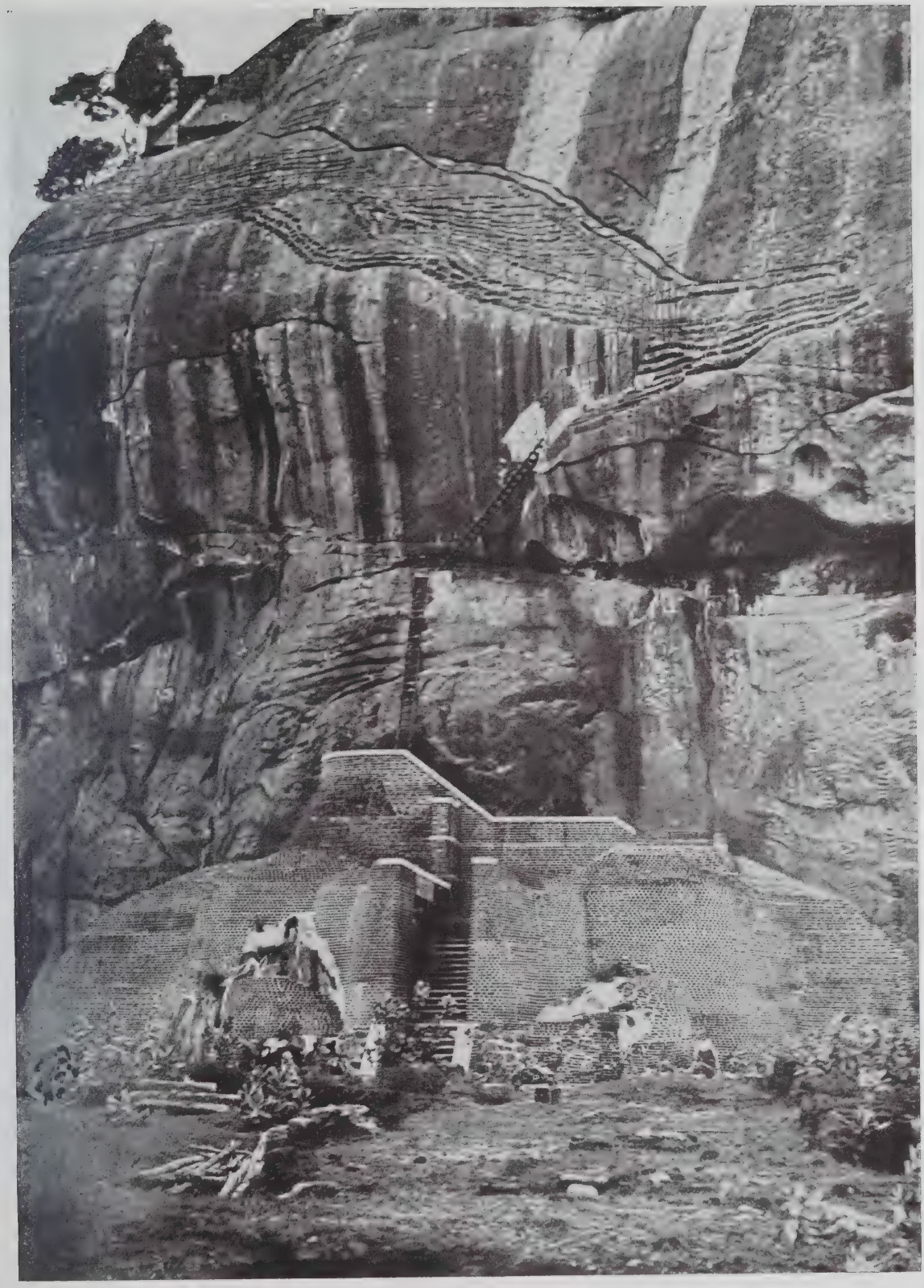
2. *Adamspik von Gegend Maskeliya*

3. *Adamspik und Brownlow-Teepflanzung*

4. *Blick vom Ramboda-Pass nach Südosten auf Nuwara Eliya und den Hakgalla-Felsen*

5. *Reisfelder in Terrassen angelegt*

6. *Sigiri, von Süden gesehen*
Aufnahme des Verfassers



7. Sigiri, Aufstiegseite im Norden
(Der sog. Löwensteig, der durch Treppen, Leitern und Geländer erneut zugänglich gemacht wurde)
Aufnahme des Verfassers

8. *Elefantenbadeplatz an der Mahaväliganga bei Kandy*

9. *Landschaft am Fluss bei Dehiwala, zwischen Colombo und Mount Lavinia*

10. *Die Insel im See von Kandy*

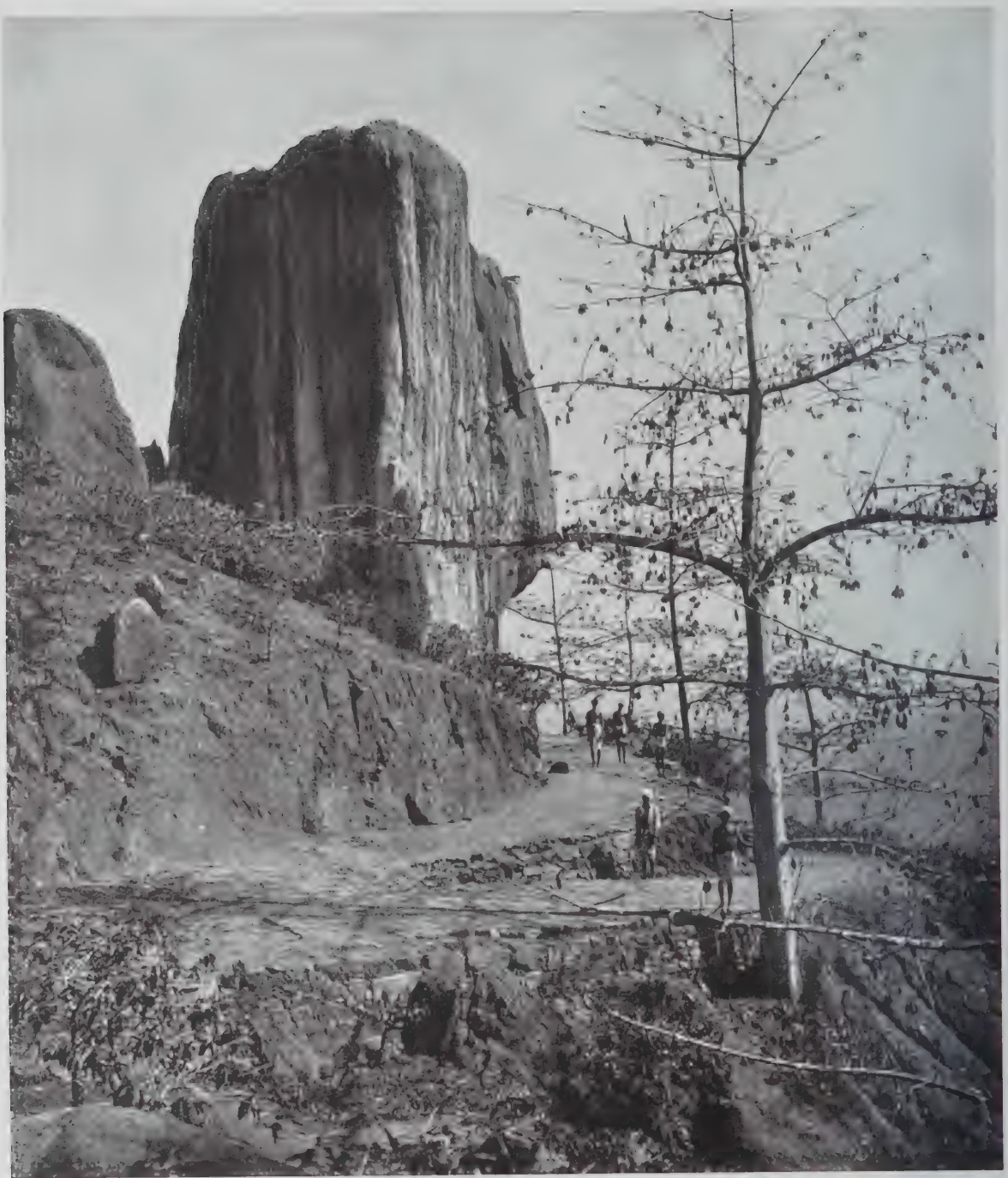
11. *Blick auf den See von Kandy von Gregory-Road nach NNW*

12. *See, Tempel des Heiligen Zahnes und Bibliothek in Kandy, vom Viktoria-Drive nach Osten gesehen*

13. *Malerischer alter Feigenbaum (Ficus indica) an der Strasse Colombo-Galle bei Kalutara*

14. *Gummibäume (Ficus elastica)*

15. *Gummibäume wie Tafel 14, Teilansicht der Brettwurzeln*

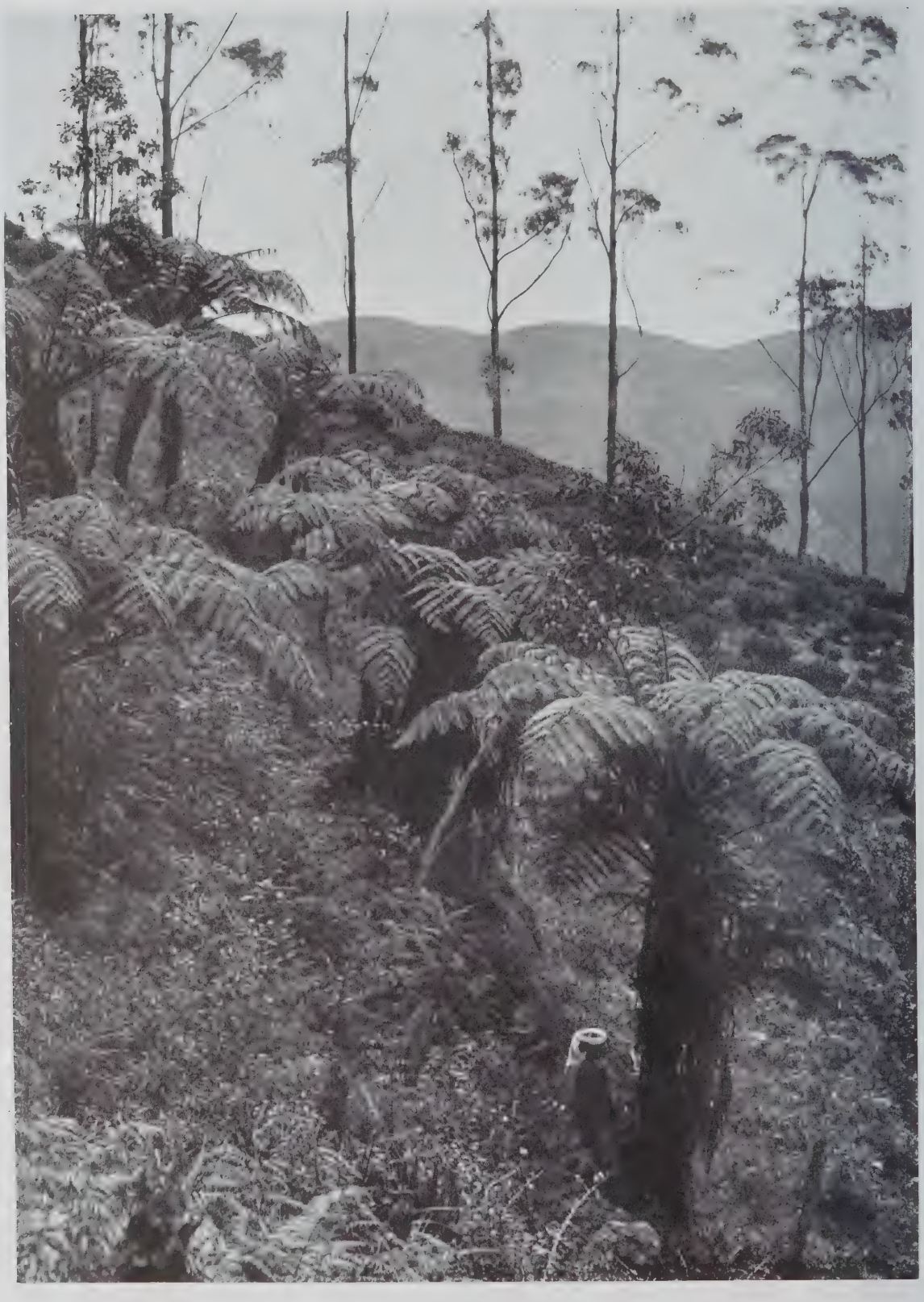


16. *Baumwollbaum (Bombax malabaricum) mit reifen Samen*

17. *Die Talipotpalme (Corypha umbracalifera) in Blüte*

18. *Riesenbambus (Dendrocalamus giganteus) in Peradeniya bei Kandy*

19. *Der untere Teil der Halme einer Pflanze des Riesenbambus in Peradeniya*



20. *Baumfarne (Alsophila crinita u. a.)*

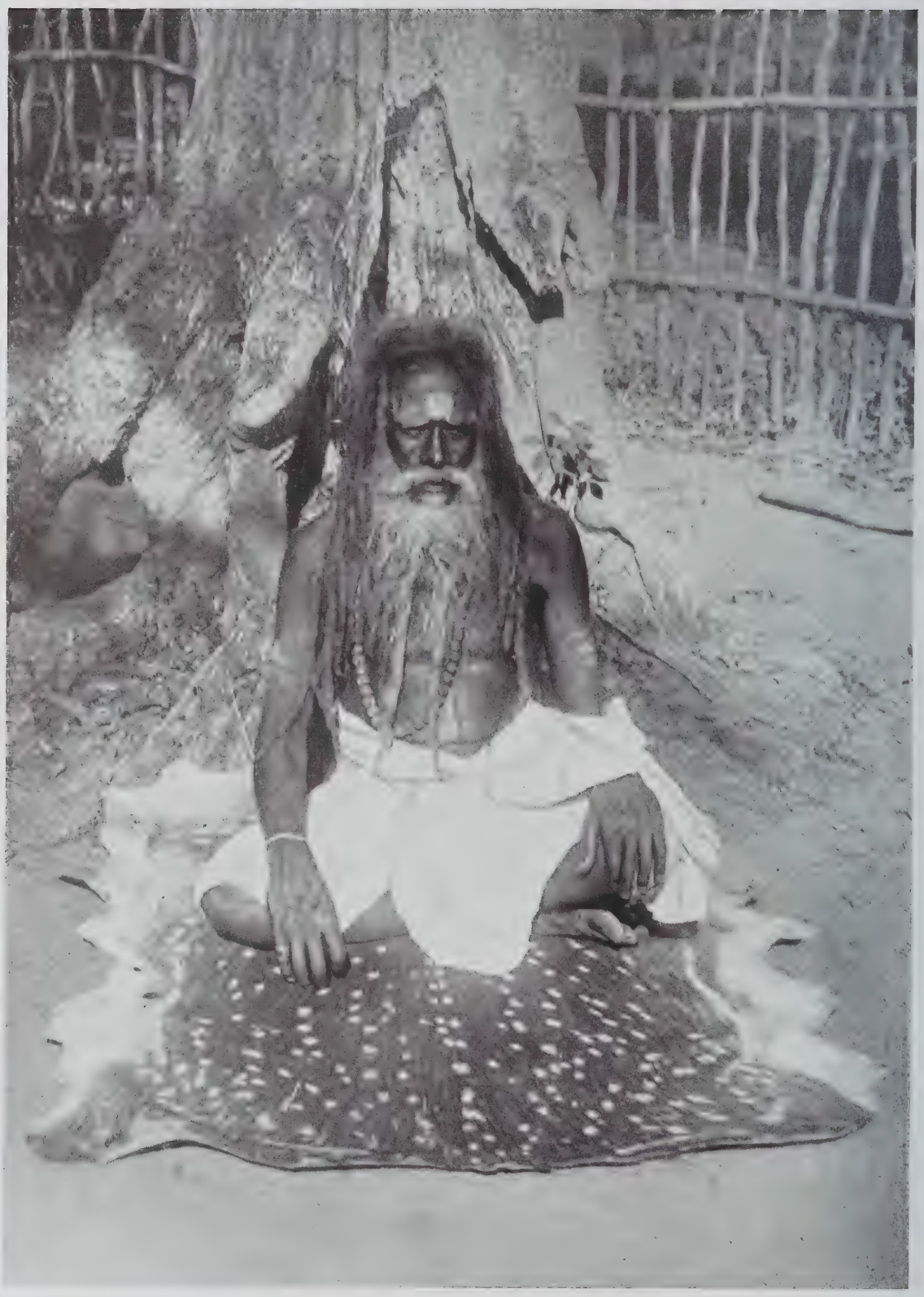
21. *Kokospalmen und Eingeborenenhütte aus Kokosblättern*
(An den Stämmen links, angebundene Blätter gegen unbefugtes Hinaufklettern)

22. *Elefant mit Kornak*
(In der Mahaväliganga)

23. *Elefant in der Mahaväliganga*

24. *Elefant auf einem Wege bei Kandy*
Sammlung Nieuwenkamp, Rom

25. *Elefanten im Bade (Mahaväliganga)*



26. *Hindu-Büsser (Asket)*

27. *Hindu-Büsser (Asket)*

28. *Tamulischer Barbier*

29. *Singhalesisches Zebufuhrwerk*

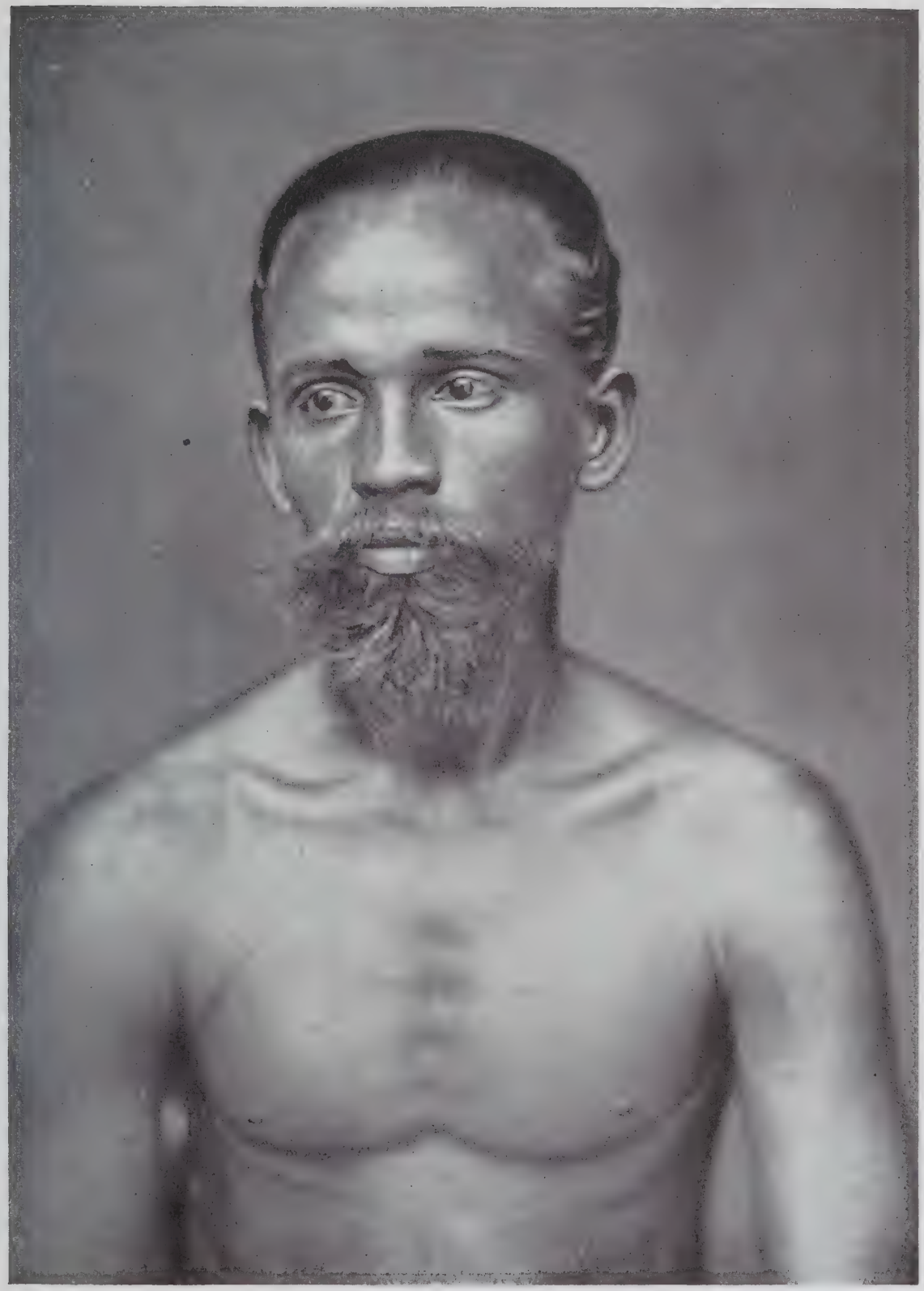
30. *Vornehme Singhalesin aus Kandy*

31. *Ortsvorstand in Kandy in der altsinghalesischen Tracht*

32. *Singhalesischer Diener mit Schildpattkamm*

33. *Singhalese aus dem Niederland*

34. *Alter singhalesischer Arbeiter aus Kandy*
Sammlung Nieuwenkamp, Rom



35. *Singhalesischer Arbeiter aus dem Niederland*

36. *Wie Ceylonesen auf die Kokospalmen klettern*

37. *Arbeiter beim Anschneiden eines Gummibaumes*
(Spiralschnitt ist unwirtschaftlich und wird nicht mehr angewandt)

38. *Singhalesische Zimmtarbeiter bei der Arbeit*

39. *Stand eines Obstverkäufers in Colombo*

40. *Singhalesin des Niederlands ohne das übliche Obergewand*

41. *Rodiya-Mädchen*

42. *Wedda*

43. *Wedda*

44. *Wedda mit Bogen, Pfeilen und Beil*

45. *Wedda mit Bogen und Pfeilen*

46. *Ceylonesische Seefischerboote mit Ausleger*

47. *Ceylonesisches Seefischerboot mit Ausleger*

48. *Tamulin beim Wasserholen*

49. *Tamulenfrau, die ihr Kind in der üblichen Weise auf der Hüfte trägt*

50. *Tamulenkinder*

51. *Tamulenkinder*

52. *Tamulin mit Schmuck*

53. *Tamulin mit Schmuck*

54. *Tamulin mit Fuss- und Kopfschmuck*

55. *Muhammedanerin*

56. *Ceylonesischer Muhammedaner*

57. *Buddhistischer Mönch der Burma-Sekte mit Palmblattfächer*

58. *Gedige Vihara, Kandy*
(Beispiel eines buddhistischen Tempels im Stile eines Hinduheiligtums. Dewale, vom Anfang des 18. Jahrhunderts)

59. *Die Rajagirilena genannte Stelle in den Felsen von Mihintale, wo König Devanampiya Tissa Zellen für die buddhistischen Mönche erbauen liess 307–267 v. Chr.*

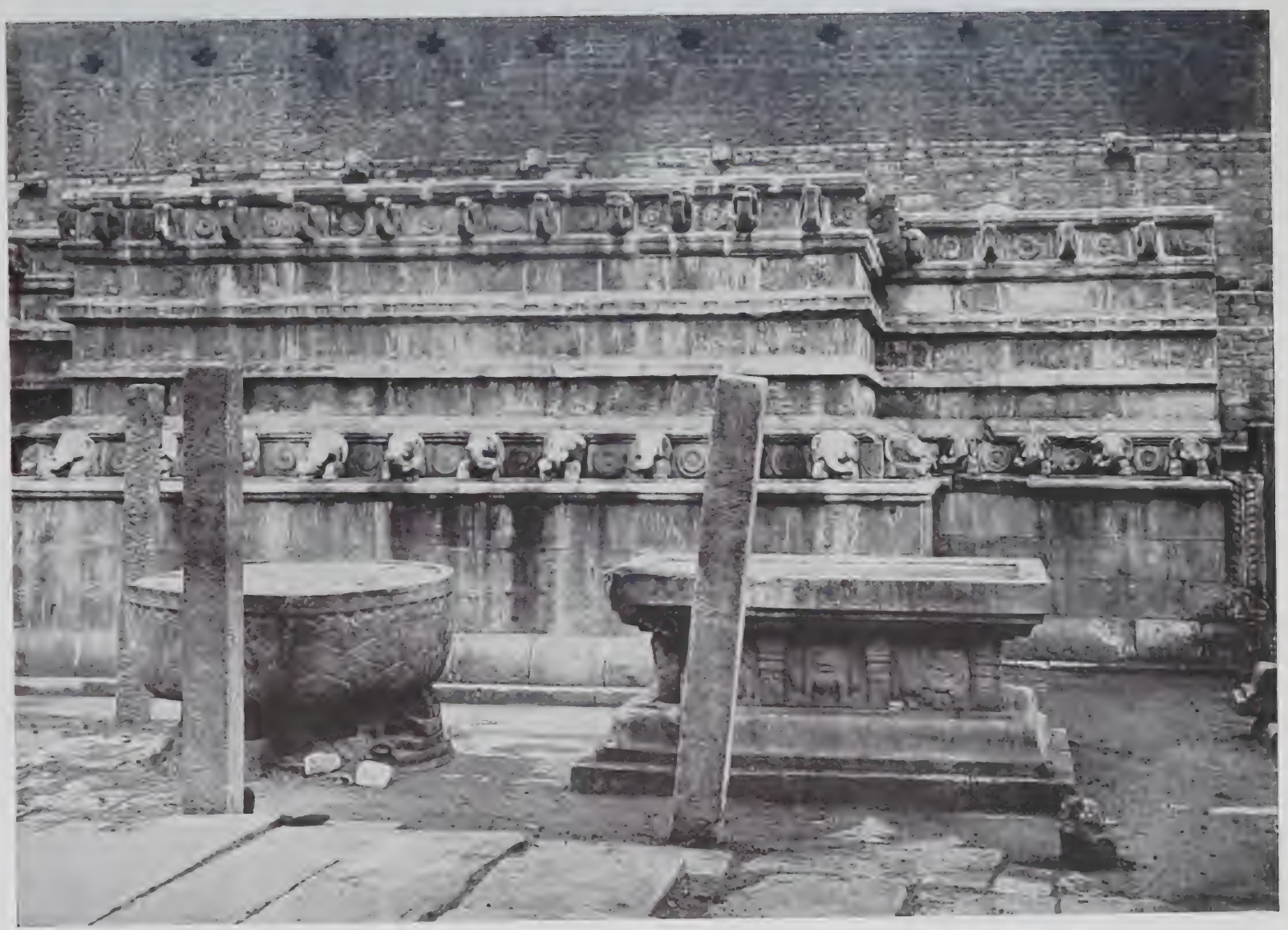
60. *Aus den Felsentempeln von Dambulla*
Der Tradition nach aus der Zeit kurz vor dem Beginn unserer Zeitrechnung stammend mit späteren Aenderungen und Zusätzen

61. *Anfang der Steintreppen von Mihintale*

62. *Ambatthala Dagoba in Mihintale, Ruhestätte der Reliquien des Mahinda, erbaut 275 v. Chr.*

63. *Thuparama Dagoba zu Anuradhapura*
Der Tradition nach die erste in Ceylon erbaute Dagoba (angeblich 307 v. Chr.). Ostseite

64. *Ruwanwäli Dagoba zu Anuradhapura. Ostseite*



65. Die südliche der vier den Himmelsrichtungen entsprechend errichteten altarartigen Anbetungsstätten der Ruwanwali-Dagoba mit steinernen Opfertischen

66. *Steinfigur nahe der Ruwanwäli-Dagoba, Anuradhapura*
Sammlung Nieuwenkamp, Rom

67. *Steinstatuen vor der in Wiederherstellung befindlichen Ruwanwäli-Dagoba. Anuradhapura*
Sammlung Nieuwenkamp, Rom

68. *Relieffigur (Dwarpal) von der Vorderseite der Treppenwangen an den Zugangstreppen der Ruwanwäli-Dagoba und anderer heiliger Bauten*

69. *Antike Steinstatue, der Tradition nach des Königs Dutthagamani (101–77 v. Chr.) bei der Ruwanwäli-Dagoba in Anuradhapura*

70. Steinpfeiler von der Umzäunung der Abhayagiri-Dagoba in Anuradhapura (ca. 100 v. Chr.)

71. *Steinpfeiler von der Umzäunung der Abhayagiri-Dagoba zu Anuradhapura (ca.100 v. Chr.)*

72. *Alte Steinskulpturen, ausgegraben bei der Abhayagiri-Dagoba zu Anuradhapura*

73. Siebenköpfige Schlange (Naga), ausgegraben bei der Abhayagiri-Dagoba zu Anuradhapura

74. *Treppe in einem gemauerten Badeteich, Anuradhapura*

75. *Treppenwange, Anuradhapura (Volute aus dem Maul eines Makara hervorkommend)*

76. Treppenwange, Anuradhapura

77. Ruinen einer Pfeilerhalle, davor Treppe mit „Mondstein“ (s. Tafel 79), Anuradhapura

78. *Treppe mit „Mondstein“, Anuradhapura*

79. *Sog. Mondstein am Eingang zum Heiligtum des Zahnes, Anuradhapura*

80. *Treppe mit Darstellung von „Erdgeistern", wahrscheinlich Zugang zu einem heiligen Bobaum, Anuradhapura*

81. *Kuttam Pokuna („Die zwei Badeteiche") Anuradhapura*

82. *Jetawanarama Dagoba, die jüngste der drei grossen Dagobas von Anuradhapura (Ende des 3. Jahrh. n. Chr.)*

83. *Das Issurumuniya – Felsen – Vihara*
(erbaut von König Devanampiya Tissa im 3. Jahrh. v. Chr.)

84. *Skulptur am Issurumuniya-Felsen-Vihara*

85. *Skulptur am Issurumuniya-Felsen-Vihara*

86. *Der Tradition nach, Statue Parakrama Bahu's I., des Grossen (1164–1197 n. Chr.), Pollonnaruwa*

87. *Jetawanarama und Kiri-Dagoba (12. Jahrhundert n. Chr.), Pollonneruwa*

89. *Singhalesischer Avalokiteshvara (Bronze)*

88. *Singhalesischer sitzender Bronze-Buddha*

90. *Stehender Bronze-Buddha*
M. V. B.

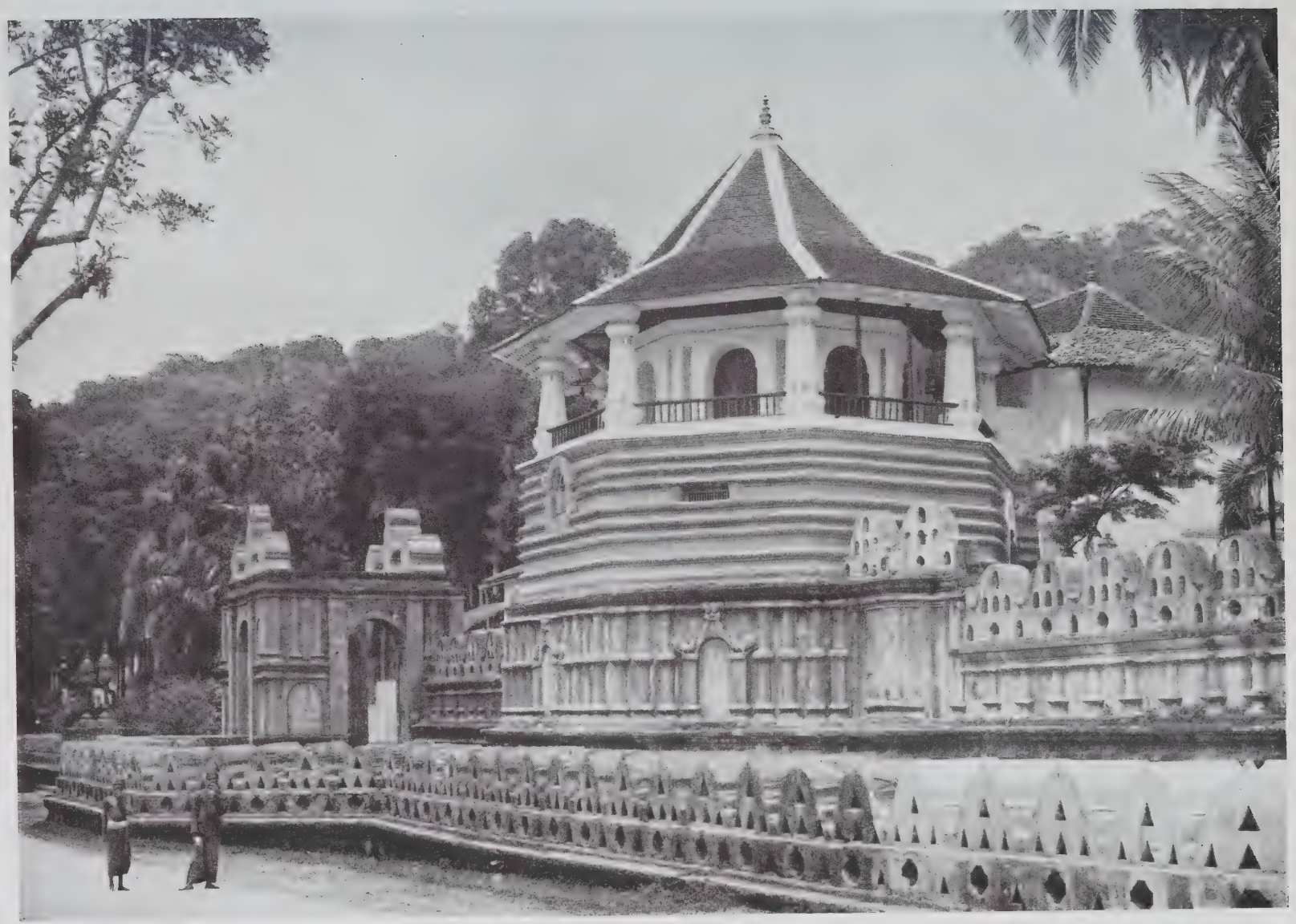
91. *Stehender Bronze-Buddha*
M. V. B.

92. *Reliquienbehälter in Thupaform (Elfenbein)*
M. V. B.

93. *Reliquienbehälter in Thupaform (Elfenbein)*
Im Innern befindet sich ein zweiter ähnlicher Thupa
M. V. B.

94. *Buddhastatue im Lankatilaka Vihara bei Kandy*
(erbaut von Parakrama Bahn 1164–1197 n. Chr.)

95. *Der See von Kandy mit dem Bibliotheksgebäude des Tempels des Heiligen Zahnes*



96. Der Tempel des Heiligen Zahnes Buddhas in Kandy (im Vordergrund der achteckige Bau Pattiripuwa)

97. *Kloster im Tempel des Heiligen Zahnes (Dalada Maligawa Vihara), Kandy*

98. *Dagoba im Tempel des Heiligen Zahnes in Kandy*

99. *Dewale (s. Tafel 58) bei der Dagoba des Heiligen Zahnes in Kandy*

100. *Inneres eines Hindutempels, Ceylon*

101. *Wandelhalle eines Hindutempels, Ceylon*

102. *Eingang zu einem Hindutempel, Ceylon*

103. *Neuer Hindutempel „Pithat", Colombo*

104. *Tempel-Hängelampe*
M. V. B.

105. *Schöpflöffel aus Kokosnuss mit hölzernem geschnitztem Griff, etwa $^{2}/_{5}$ nat. Gr.*
M. V. B.

Schreibzeug, silbergetrieben
M. V. B.

106. *Silbergetriebener Beschlag einer Säbelscheide*
M. V. B.

107. *Messer mit reichverziertem Griff und Klinge*
M. V. B.

108. *Silbergetriebener Säbelgriff, mit Löwenköpfen verziert*
M. V. B.

109. *Elfenbeingeschnitzter Becher*
Die Figuren in dem oberen Streifen stellen Kinnara (singh. Kinduro) dar
M. V. B.

110. *Elfenbeinkamm (panava)*
mit einer narilata genannten ornamentalen Figur
M. V. B.

111. *Elfenbeindose, oben mit Kinnara-Figuren verziert*
M. V. B.

112. *Tänzerin*

113. *Tänzerin*

114. *Schauspieler als Guruswamin (der oberste der geistlichen Lehrer)*

115. *Schauspieler als Subrahmanya (Kriegsgott)*

116. *Szene aus Shakuntalâvilâsa, dem Spiel von Shakuntalâ*

117. *Maske zum Kolam-Tanz*
„der König“ M. V. B.

118. *Maske zum Kolam-Tanz*
(bezeichnet „der erste König") M. V. B.

119. *Maske zum Kolam-Tanz*
(der sog. „Maharakshaya") M. V. B.

120. *Maske der Pattini, der „Fürstin der Dämonen"*
M. V. B.

121. *Maske zum Kolam-Tanz „die Königin“*
M. V. B.

122. *Maske zum Teufelstanz „Devasanniyaka"*
M. V. B.

123. *Maske zum Teufelstanz*
(„Raja–mulu–sanni–yakshaya oder Maha–kola–sanni–yakshaya")
M. V. B.

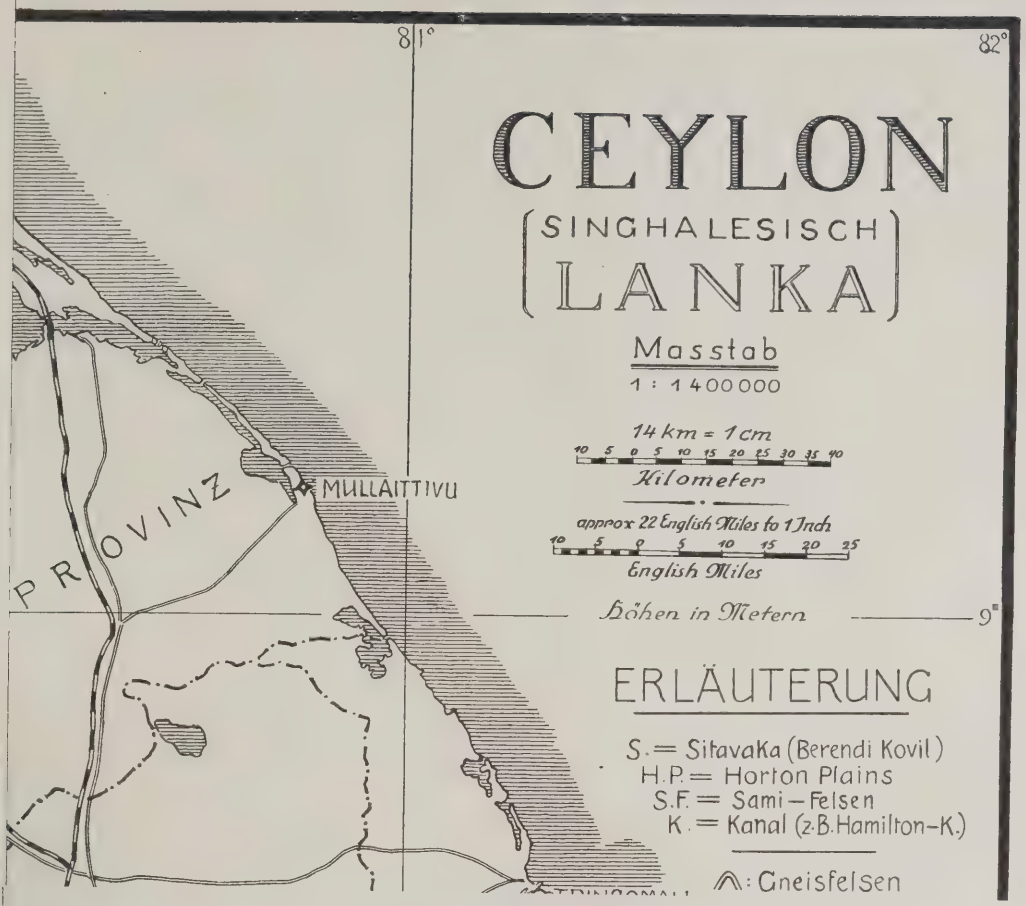
124. *Holzfigur des „Maha-Sohon"-Teufels*
M. V. B.

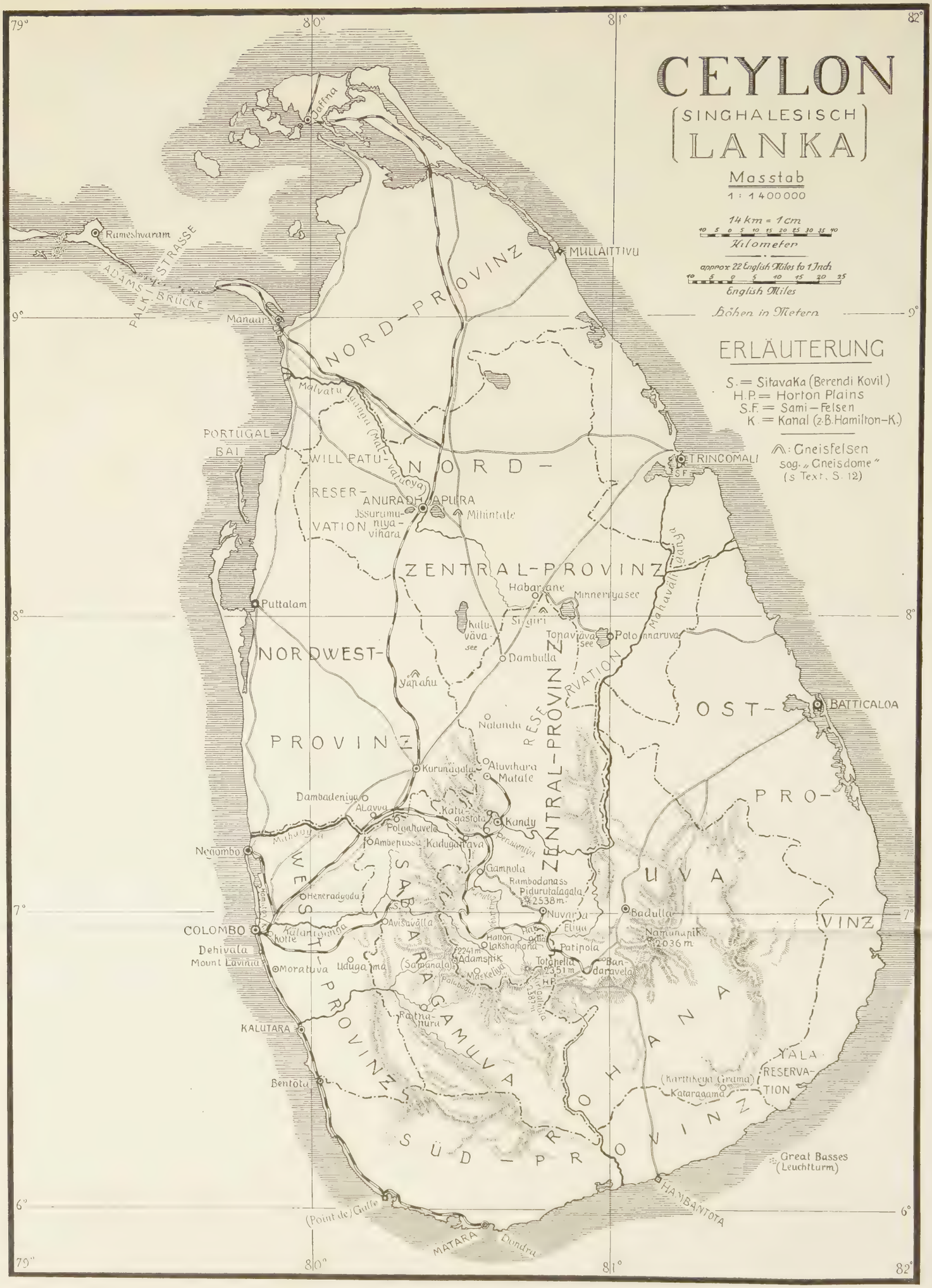
125. *Holzfigur des „Huniyanjakshaya“ oder „Suniyanyakshaya“*
M. V. B.

126. *Holzfigur des sog. „Dalakumara-Teufels“*
M. V. B.

127. *Holzfigur des „Kalukumara", des „Schwarzen Prinzenteufels"*
M. V. B.

128. *Holzfigur des Teufels „Yamma-rakshaya"*
M. V. B.


81°
82°
CEYLON
(SINGHALESISCH)
LANKA
Masstab
1 : 1400000
14 km = 1 cm
10 5 0 5 10 15 20 25 30 35 40
Kilometer
approx 22 English Miles to 1 Inch
10 5 0 5 10 15 20 25
English Miles
Höhen in Metern
9°
PROVINZ
MULLAITTIVU
ERLÄUTERUNG
S. = Sitavaka (Berendi Kovil)
H.P. = Horton Plains
S.F. = Sami-Felsen
K. = Kanal (z.B. Hamilton-K.)
: Gneisfelsen


CEYLON
SINGHALESISCH
LANKA
Masstab
1 : 1 400 000
14 km = 1 cm
Kilometer
approx 22 English Miles to 1 Inch
English Miles
Höhen in Metern
ERLÄUTERUNG
S. = Sitavaka (Berendi Kovil)
H.P. = Horton Plains
S.F. = Sami-Felsen
K. = Kanal (z.B. Hamilton-K.)
: Gneisfelsen
sog. „Gneisdome"
(s Text, S. 12)
79°
80°
81°
82°
9°
8°
7°
6°
Jaffna
Rameshvaram
ADAMS-BRÜCKE
PALK-STRASSE
Manaar
MULLAITTIVU
NORD-PROVINZ
Malvatu ganga (Malvatuoya)
PORTUGAL-BAI
WILL PATU-RESER-VATION
NORD-ZENTRAL-PROVINZ
ANURADHAPURA
Issurumuniya-vihara
Mihintale
TRINCOMALI
SF
Habarane
Minneriyasee
Puttalam
Kalu-vävasee
Sigiri
Topavävasee
Polonnaruva
Mahavälliganga
NORDWEST-PROVINZ
Dambulla
Yapahu
RESERVATION
ZENTRAL-PROVINZ
OST-PRO-VINZ
BATTICALOA
Nalanda
Kurunagala
Aluvihara
Matale
Dambadeniya
Alavva
Katugastota
Kandy
Polgahavela
Ambepussa
Kadugahava
Negombo
Gampola
Rambodanass
Pidurutalagala
2538 m
UVA
Badulla
Nuvara-Eliya
Namunapik
2036 m
Heneradgoda
WEST-PROVINZ
SABARAGAMUVA
COLOMBO
Kotte
Avisavälla
Hatton
Lakshapana
Patipola
Dehivala
Mount Lavinia
Moratuva
Udugama
Adamspik
2241 m
(Samanala)
Totapella
2351 m
Bandaravela
Maskeliya
Palabodulla
Ratnapura
KALUTARA
ROHANA
YALA RESERVATION
(Karttikeya Grama)
Kataragama
Bentota
SÜD-PROVINZ
Great Basses
(Leuchtturm)
HAMBANTOTA
(Point de) Galle
MATARA
Dondra

Dieses Werk wurde im Auftrage
des Verlags Georg Müller in München von der
Bayer. Hofbuchdruckerei Gebrüder Reichel in Augsburg
hergestellt

This book is given special protection for the reason indicated below:

√ Autograph	Giftbook
Association	Illustration
Condition	Miniature book
Cost	Original binding or covers
Edition	Presentation
Fine binding	Scarcity
Format	Subject

L82—5M—3-55—57217

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076147195